This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die

Deutsche Nation

und

das Kaiserreich.

Eine historisch-politische Abhandlung

von

Heinrich von Sybel.

Zweiter Abdruck.

Düsseldorf.
Verlagshandlung von Julius Buddeus.
1862.

Ger 319.14

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

PROFESSOR E. W. GURNEY,

(Class of 1852).

Received ~~22 May, 1890.~~
29 June, 1891.

Die

Deutſche Nation

und

das Kaiſerreich.

Eine hiſtoriſch-politiſche Abhandlung

von

Karl Ludolf
Heinrich von Sybel.

(Zweiter Abdruck.)

Düſſeldorf,
Verlagshandlung von Julius Buddeus.
1862.

~~13535.27~~
Ger 319.14
Harvard College Library,
29 June 1891.
From the Library of
Prof. E. W. GURNEY.

Inhalt.

Vorwort . . . . . Seite V

Karl der Große 1

Entſtehung der deutſchen Nation 21

Römiſches Kaiſerreich deutſcher Nation 32

Sturz des Kaiſerthums durch die Kirche 57

Nationale Beſtrebungen. Wiedererhebung des Kaiſerthums 77

Die Oeſterreichiſche Monarchie 96

Die äußere Veranlassung dieser Blätter ist folgende:

Im November 1859 hielt ich in der Münchener Akademie der Wissenschaften eine Rede über die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Ich bemerkte, daß, bei großen Fortschritten in kritischer Forschung und künstlerischer Form, die geistige Ergreifung und Verarbeitung des Stoffes nach politischen und sittlichen Principien noch Vieles zu wünschen übrig lasse, und erörterte zum Beleg dieses Urtheils, wie man noch immer das mittelalterliche Kaiserthum als ächtes Organ und glänzende Vertretung unserer nationalen Interessen schildere, während in Wahrheit das Kaiserthum von Anfang an fortdauernd die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets beschädigt, und endlich sich selbst den Untergang bereitet habe. In viel höherem Grade als die Mehrzahl der Kaiser habe die besonnene und auf erreichbare Ziele beschränkte Politik König Heinrich I., Herzog Ludolfs und Heinrich des Löwen den nationalen Bedürfnissen entsprochen.

Diese Sätze wurden entwickelt ohne irgend eine Hindeutung auf die Gegenwart, ohne irgend eine Beziehung auf eine politische Doctrin, lediglich nach dem Verlaufe der mittelalterlichen Ereignisse selbst, nach den ausgesprochenen Absichten unserer Kaiser, nach den thatsächlichen Ergebnissen für unsere Monarchie und unser nationales Gedeihn. Die

große Thatsache liegt unwiderruflich vor: nachdem unsere Kaiser, seit Karl und Otto den Großen, ohne Ausnahme Pläne einer schrankenlosen Eroberung verfolgt haben, ist unser Kaiserreich nach dreihundertjährigen colossalen Anstrengungen in einer nicht minder colossalen Niederlage zusammengebrochen. Die Gründe eines so entsetzlichen Scheiterns sich klar zu machen, die politischen und sittlichen Mißgriffe aufzudecken, welche den Ruin herbeigeführt haben, schien und scheint mir, auch abgesehn von den Lehren, welche die heutige Politik dort schöpfen mag, die erste Pflicht des Historikers, welcher dem gewaltigen Gegenstande seine Forschung zuwendet, die erste Pflicht der historischen Wissenschaft, wenn sie nicht ihrem hohen sittlichen Amte von vorn herein untreu werden will.

Allerdings verstehe ich, wie manchem braven Manne und wackeren Patrioten eine solche Thätigkeit der geschichtlichen Wissenschaft unerfreulich dünken mag. Es ist wahr, Deutschland war in der Kaiserzeit die leitende Macht in Europa; es wurde nicht mißachtet und mißhandelt wie unter dem Regimente der spätern Habsburger, sondern es hatte mehr als einmal die Herrscherstellung im Welttheil wie in unserm Jahrhundert Frankreich unter Napoleon I. Für die Schöpfer eines solchen Glanzes entzündet sich leicht die patriotische Neigung, und wer für Deutschlands Größe und Einheit begeistert ist, hört nicht gerne einen Tadel gegen die Kaiser, mit deren Sturze Deutschlands Größe und Einheit auf lange Jahrhunderte zu Grabe ging. Und wer möchte etwas einwenden, wenn sich an der Betrachtung dieser Dinge der frische Abscheu gegen dynastische und provinziale Selbstsucht und die opferwillige Hingebung an die nationale Gesammtpflicht immer neu entzündet? In diesem

Sinne wird kein deutſcher Hiſtoriker dem Volke die Freude an der Kaiſerzeit verkümmern, keiner für die adlichen und fürſtlichen Gegner der Ottonen und Salier Partei ergreifen wollen.

Aber etwas Anderes iſt es, wenn es ſich um die Frage handelt, ob das Kaiſerthum die Macht, um derentwillen wir es ehren und lieben, im richtigen Sinne für das Gedeihn unſeres Volkes verwerthet, oder ob es durch Uebertreibung und Ueberſpannung ſelbſt die Keime des Verderbens gepflanzt hat. Wer von einer ſittlichen Weltordnung überzeugt iſt — und ich begreife ohne dieſe Ueberzeugung keine geſchichtliche Wiſſenſchaft — der weiß auch, daß die Gewalten und Nationen dieſer Erde nicht ohne eignes Verſchulden zu Grunde gehn. Gerade dem hiſtoriſchen Standpunkte iſt es das dringendſte Bedürfniß, dieſes Geſetz überall zur Klarheit zu bringen, denn unerträglich und ein voller Widerſpruch gegen eine ſittliche Ordnung der Dinge wäre der Gedanke, daß das fleckenlos Reine und Große allein durch fremde Willkür und Nichtswürdigkeit zerſtört werden könnte. Das nationale Gefühl, welches an einer großen Heldengeſtalt ungern irgend einen Flecken wahrnimmt, muß ſich alſo ſagen, daß es zwar ſchön iſt, für eine große Vergangenheit zu ſchwärmen, aber doch noch beſſer, von ihr das Richtige zu lernen. Man lernt jedoch ſehr wenig, wenn man ſich mit dem Satze begnügt, daß das Kaiſerthum wie jedermann in der Welt ſeine Feinde gehabt, und dieſen endlich erlegen ſei; man lernt ſehr viel, wenn man die weitere Frage prüft, aus welchen Urſachen die Niederlage entſprungen, auf welchen Wegen dieſelbe zu vermeiden geweſen wäre.

Um Gedanken dieser Art bewegte sich mein Vortrag, fand vielseitige Zustimmung und erweckte mehrfachen Widerspruch. Mit besonderem Nachdrucke hob man gegen meine Auffassung hervor, daß kein gleichzeitiger Autor mit diesem Urtheil übereinstimme; ich übte, bemerkte ein Recensent, das außerordentliche Verfahren, die gleichzeitigen Quellen vermittelst der von ihnen berichteten Ereignisse zu kritisiren. Ich meine jedoch, daß bei diesem Erstaunen eine leicht erkennbare Verwechselung mit unterläuft. Wenn es darauf ankommt, den materiellen Thatbestand zu ermitteln, so ist der Forscher natürlich an die gleichzeitigen Berichte gewiesen, und nichts ist mißlicher, als aus einer angeblichen Natur der Dinge, oder wie Gfrörer es ausdrückte, nach einer Kunst der politischen Arithmetik, errathen zu wollen, was angeblich geschehn sein müsse. Aber welche Stellung würde der Geschichtschreiber erhalten, wenn er nicht bloß in der Erkenntniß der Thatsachen, sondern auch in der Beurtheilung der Handlungen an die Meinung der Gleichzeitigen gebunden wäre? Wo eine siegende Partei die Berichte ihrer Gegner unterdrückt hat, wäre sie damit auch vor dem Richterstuhl der Geschichte absolvirt; wo der Kampf der Parteien sich in der erhaltenen Literatur fortsetzt, hätte der Geschichtschreiber auf jede eigne Meinung zu verzichten. Er müßte sich hartnäckig das Auge vor der Thatsache verschließen, daß gerade bei den wichtigsten Ereignissen das Urtheil der Menschen in stetem Flusse begriffen ist; in der französischen Revolution dominirt von 1789 bis 1792 die liberale, von da bis 1795 die jacobinische, von da bis 1797 die constitutionelle, von da bis 1799 wieder die jacobinische Ansicht, — und alle diese Metamorphosen wiederholen sich

mit weiteren Schwingungen in der Folgezeit bis auf den heutigen Tag. Aus welchem dieser Abschnitte soll nun der Historiker das gleichzeitige Urtheil entnehmen? oder will man uns etwa Lamartine's Girondisten, die in jedem Capitel eine andere Parteifarbe reflectiren, für das Ideal geschichtlicher Urtheilskraft ausgeben?

Wie hier die Fülle des Materials den Historiker zu einem selbstständigen Urtheil nöthigt, so thut es umgekehrt in der deutschen Kaiserzeit die Dürftigkeit. Außer den Urkunden und den völlig trocknen annalistischen Aufzeichnungen vernehmen wir aus einem halben Jahrhundert nicht leicht mehr als fünf, sechs, zwölf Stimmen, durchgängig aus demselben Lebens- und Gesellschaftskreis, die Mehrzahl von augenfällig unbedeutenden oder ungebildeten Personen. Erst mit dem Beginne des großen Streites zwischen Kaiser und Papst wächst einigermaßen die Zahl der Berichterstatter, dann aber gehn sie auch in scharfer Parteiung auseinander, und zwingen damit den Historiker, seine Stellung nicht unter sondern über ihnen zu nehmen. Denn offenbar schließt die Nothwendigkeit, *eine* der streitenden Parteien des Irrthums zu zeihen, auch die Befugniß in sich, die eine *und* die andere zu kritisiren: um sich *zwischen* ihnen entscheiden zu können, muß man für das eigne Urtheil einen unabhängigen Maaßstab gewonnen haben, der möglicher Weise die Verurtheilung *beider* herbeiführt. Nur darauf ist zu bestehn, daß dieser Maaßstab selbst durch ein wissenschaftliches Verfahren gebildet, und nicht aus den Voraussetzungen kirchlicher oder politischer Parteien entnommen werde. Wenn jemand nach seinen religiösen Vorstellungen jeden Papst für eine Erscheinung des Antichrist hält, und danach die mittelalterliche

Geſchichte beurtheilt — oder wenn ein Anderer nach ſeiner politiſchen Stimmung bei jedem Kaiſerbilde devoteſt erſtirbt, und danach unſere Volksgeſchichte behandelt: ſo erkennt jeder ſofort das unhiſtoriſche Verfahren. Geht man dagegen aus von den Grundſätzen der inductiven Erkenntniß, gewinnt man aus der Summe der einzelnen Thatſachen das Bild ihres Zuſammenhangs, ihrer Entwicklung, ihrer Reſultate, ſo muß ſich hieraus von ſelbſt das hiſtoriſche Urtheil über jedes Detail ergeben, nach dem ewigen Geſetze der Cauſalität, daß eine ſchlechte Wirkung auch eine ſchlechte Urſache vorausſetzt und umgekehrt. Es iſt dabei von ſelbſt einleuchtend, daß, um überhaupt von Gut und Schlecht zu reden, gewiſſe ſittliche Grundaxiome als ebenſo feſtſtehend und gültig für alle Zeit wie die Grundgeſetze der Logik gelten müſſen: wer dies aber läugnen wollte, würde überhaupt der Geſchichtſchreibung ſowohl ihren ſittlichen Gehalt als auch ihren wiſſenſchaftlichen Charakter entziehn. Auch verträgt ſich hiemit vollkommen, daß man bei der Anwendung jener höchſten Axiome die Lage und die Anſchauungen jedes Zeitalters reſpectirt. Man kann die Pflicht der Menſchenliebe, des Gemeinſinns, des geiſtigen Fortſchritts für abſolut erklären, ohne daß die Rede davon wäre, unſere modernen Begriffe von Schön oder Häßlich, Conſervativ oder Liberal, Gebildet oder Ungebildet dem eilften Jahrhundert aufdringen zu wollen. Und noch weniger wird damit beſtritten, daß jede Zeit ihre beſondern Fähigkeiten und Bedürfniſſe, ihre beſondern Anſchauungen und Maaßſtäbe hat, daß alſo für die Schätzung der einzelnen Menſchen dieſelbe Handlung heute ſchwerer und damals leichter wiegen kann. Um ſo beſtimmter aber folgt

daraus die Befugniß, ein politisches System, welches die von ihm beherrschten Völker zur Erschöpfung und Anarchie hinführt, ein verderbliches zu nennen, wenn auch alle Klosterchroniken seiner Zeit dafür geschwärmt haben: eben hievon, und von nichts Anderem handelt es sich in unserem Fall — und in der That, ich fürchte jetzt nur, daß der Leser sich über die Ausführlichkeit des Beweises bei einer an sich so klaren Sache beschweren wird.

Auch würden solche und ähnliche Kritiken mich schwerlich zu einer Entgegnung, oder zu einer nähern Ausführung meiner Ansicht veranlaßt haben. Daß ich jetzt zu einer solchen schreite, dazu bestimmt mich die vor einem halben Jahre erschienene Schrift des Hrn. Professor Ficker in Innsbruck: das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Zwar nimmt der Verfasser auf meinen Vortrag formell nur in der Vorrede und der Einleitung Beziehung, und versichert in der Vorrede selbst ausdrücklich, daß seine Darstellung in der Hauptsache fertig gewesen ehe ihm die meinige bekannt geworden. Indessen sei dem wie ihm wolle, in der Sache ist das Buch nichts anderes als eine Behandlung der von mir besprochenen Verhältnisse mit diametral entgegengesetztem Resultate; und so wird Ficker sich nicht wundern, wenn ich es unternehme, den früher entwickelten Thatbestand gegen seine Erörterungen aufrecht zu halten. Ich werde deshalb den Verlauf der deutschen Geschichte, während der Kaiserzeit im weitesten Sinne, also von Karl dem Großen bis auf den westfälischen Frieden, in raschem Ueberblicke vergegenwärtigen: auch ohne daß ich allen Windungen der oft mühsamen und verwickelten Schilderung meines Gegners ausdrücklich folge,

wird die Reihe der Thatsachen von selbst ergeben, ob sein Lob oder mein Tadel des kaiserlichen Systems berechtigt ist.

Schon an dieser Stelle aber muß ich betonen, daß er den Standpunkt meines früheren Vortrags durch mehr als eine grundlose oder willkürliche Insinuation verschiebt. Er behauptet, eine Darstellung wie die meinige „solle dazu dienen, neuesten politischen Bestrebungen eine geschichtliche Stütze zu verleihen"; niemand werde bestreiten, daß sie auf „modernen Anschauungen über die beste Gestaltung des Staates" beruhe, daß sie „an die geschichtlichen Dinge mit einem bereits fertigen Urtheil über die für die Gegenwart wünschenswerthe Entwickelung herantrete", daß sie die mittelalterlichen Dinge unbefugt mit dem Maaßstab des modernen Nationalitätsprincips messe. Auf alle diese schönen Dinge kann ich nur erwiedern, daß daran kein wahres Wort ist, daß in meinem Vortrage keine darauf entfernt hindeutende Sylbe vorkommt, daß auch Ficker ihm nichts derartiges nachweist, sondern es ihm mit freier Einbildung imputirt. Nicht von dem modernen Nationalitätsprincip, sondern von den Interessen und dem Gedeihn der deutschen Nation habe ich geredet. Der Unterschied, sollte ich denken, wäre mit Händen zu greifen. Nirgendwo habe ich das Kaiserthum deshalb getadelt, weil es fremdredende Menschen unter seine Hoheit gebeugt, oder weil es die Macht der Deutschen über jene der anderen Völker erhöht habe. Vielmehr habe ich seine Eroberungspolitik deshalb verurtheilt, weil sie eine maaßlose und unverständige gewesen, weil sein weltumfassendes Princip nothwendig den Ruin der Heimath und des heimischen Staates in sich getragen. Was in aller Welt hat der Satz, daß jede übertriebene Ehrsucht ihren

Träger beschädigt, daß jeder Regent die Wohlfahrt seines Volkes höher als unfruchtbare Lorbeeren achten soll, was in aller Welt hat er mit der Theorie vom besten Staate, oder mit der Annexion Neapels oder den Forderungen unserer deutschen Einheitspartei zu schaffen? Wo lehnt sich die Erörterung, daß Deutschland die kurze Ruhmesglorie mit langem Elend bezahlt hat, daß deshalb die Staatskunst der Kaiser eine mörderische und antinationale gewesen, wo lehnt sie sich an eine specielle politische Doctrin, an ein willkürlich erfundenes Verfassungsschema? Andere Argumente aber als diese, andere Schlüsse als aus der Wirkung auf die Ursache, habe ich an keiner Stelle meines Vortrages gebraucht. Wenn es hundert Mal richtig wäre, was Ficker einwendet, daß im ganzen Mittelalter niemals ein Mensch an das Nationalprincip gedacht, so würde es an meinen Resultaten nicht ein Jota ändern, weil es meine Gründe nicht an einem Punkte berührte. Bei mir handelt es sich schlechterdings nur um die geschichtliche Thatsache, daß jeder große Aufschwung des Kaiserthums nach kürzester Frist mißlungen, daß seine ganze Laufbahn in ein großes Unheil der Nation ausgegangen ist. Ich bin es nicht gewesen, der dabei an eine Voraussetzung aus modernen Zuständen oder eine Nutzanwendung auf moderne Streitfragen gedacht hat — ich nicht, sondern Er.

Er findet nun allerdings, daß das heutige Oesterreich im Wesentlichen die Tendenzen des alten Kaiserreiches darstelle, daß ein ungünstiges Urtheil über das letztere auch das erstere berühre, und mithin für die großdeutsche Partei ebenso widerwärtig wie Wasser auf der Mühle der kleindeutschen sei. Sein ausführliches Schlußcapitel redet also

nicht vom deutschen Reiche, sondern von der deutschen Frage. Er erörtert, daß die österreichische Monarchie die ächte Incarnation des „germanischen Staatsgedankens", der Autonomie und Freiheit sei; er findet, daß Preußen unangenehm viel slavisches Wesen, Centralisation und Unfreiheit in sich habe; er bemerkt mit evidenter Richtigkeit, die deutsche Einheit würde sehr viel einfacher herzustellen sein, wenn die österreichische Macht nicht auch mit diesem leidigen Preußen, sondern nur mit den Mittel- und Kleinstaaten zu thun hätte. So sind wir denn inmitten der brennenden Tagesfragen, und begreifen nun auch den Grund des Eifers, mit welchem unsere akademische Studie schlechterdings zum Erzeugniß Bennigsen'schen oder Cavour'schen Parteitreibens gestempelt und damit jeder wissenschaftlichen Bedeutung von vorn herein beraubt werden sollte. Aber wie gesagt, ich muß und ich kann diese Erschleichung unbedingt zurückweisen. Nicht weil ich mich zu den Ansichten der nationalen Partei bekenne, suche ich das alte Kaiserreich herabzusetzen — sondern umgekehrt: weil mir alle Vergangenheit die kaiserliche Politik als das Grab unserer Nationalwohlfahrt gezeigt hat, ziehe ich das „kleine Deutschland" von 35 Millionen dem großen „Deutsch-Ungarn-Wälschen-Slavenlande" von siebenzig vor.

Uebrigens, so wenig ich eine solche Polemik gesucht habe, nachdem Hr. Ficker einmal auf das politische Gebiet hinüber getreten ist, so habe ich durchaus nichts einzuwenden, ihm dort wie auf dem historischen zu folgen, und dort wie hier ihm darzuthun, daß meine Auffassung weder seine Hiebe noch selbst seine Stiche zu fürchten hat. Was die Sache betrifft, so kann es für unsere Wissenschaft und unsere Politik nur heilsam sein, wenn eine eingehende Discussion über

das Verhältniß unserer Gegenwart zu unserer Vergangenheit gepflogen wird. Es wäre ein erheblicher Fortschritt unserer politischen Parteien, wenn sie auf historische Begründung ihrer Tendenzen ausgingen und Stolz und Hoffnung darin setzten, daß ihr Streben die Fortsetzung einer großen Vergangenheit in sich schlösse. Es wäre kein geringeres Verdienst unserer geschichtlichen Wissenschaft, wenn sie nicht bloß mit ästhetischem Sinne im Glanz und Schimmer unserer Kaiserpfalzen schwelgte, sondern mit politischem Urtheil klar stellte, welche Punkte der Vergangenheit die fortschreitende Bewegung der Nation bezeichnen, an welche demnach auch die Gegenwart zu wahrem Fortschritt anzuknüpfen hätte. Ich weiß sehr wohl, daß die Wissenschaft nicht bloß zum Dienste der Politik geschaffen ist, aber wenn sie in ruhiger Einsamkeit ihre Schätze gesammelt hat, soll sie sich nicht zu gut halten, ihren Reichthum als fruchtbringendes Capital in den Verkehr der Menschen, in den Verkehr des Vaterlandes zu werfen.

In diesem Sinne mache ich nach meinen Kräften den Versuch, eine wichtige Frage unserer Volksgeschichte zu behandeln. Ich strebe nicht danach, neue Thatsachen zu entdecken oder neues Wissen an den Markt zu bringen. Im Gegentheil, ich wünschte, daß das, was ich erzähle, Allen als altbekannt und längst bewiesen, und damit als sicheres Fundament für die politische Folgerung erschiene. Ich suche den ganzen Verlauf unserer Geschichte zu überblicken, allerdings nur in der einen Beziehung zu den Leistungen unserer kaiserlichen Herrscher. Wenn sich daraus am Schlusse die Folgerung ergibt, daß keine andere Verfassungsform historische Berechtigung hat, als jene des engern Bundes neben Oesterreich und des weitern Bundes mit Oesterreich, so

werde ich auch dort nur das gegenseitige Verhältniß Deutschlands zu dem Donaureiche erörtern, und auf die Frage der innern Organisation des engern Bundes nicht näher eingehn. Um aber über meinen eignen Standpunkt in keiner Beziehung einen Zweifel zu lassen, will ich darüber hier die Ueberzeugung aussprechen: daß es so sicher wie die Ströme seewärts fließen, zu einem solchen Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen wird, daß es lediglich Sache der deutschen Fürsten ist, die Bewegung durch eingehende Leitung in dem Wege der Reform zu halten oder sie durch stumpfen Widerstand in die Bahn der Revolution zu werfen, daß in jenem Falle die künftige Centralgewalt föderalistisch eingeschränkt und collegialisch ausgeübt werden mag, in diesem aber der demokratische Einheitsstaat und der Cäsarismus das nothwendige Ende sein wird.

Es sind die Freunde unserer staatlichen Mannichfaltigkeit und die Anhänger unserer fürstlichen Dynastien, welche zur Bundesreform rathen.

Bonn, November 1861.

Karl der Große.

Die Deutschen erscheinen bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte als eine lockere und höchst bewegliche Masse vereinzelter kleiner Völkerschaften, die nur ein schwaches Bewußtsein von ihrer Eigenartigkeit und Zusammengehörigkeit, von ihrer Nationalität haben. Es fehlt nicht ganz: die Fürsten verschiedener Stämme führen ihre Abkunft auf dieselben Götter zurück, man hört zu verschiedenen Zeiten den Ausdruck nationaler Ueberlegenheit gegenüber den Galliern oder den Römern — aber es ist bei Weitem nicht stark genug, um feste Einrichtungen zu erzeugen oder innere Kriege unmöglich zu machen. Kaum hat Armin die Römer im Teutoburger Walde geschlagen, so wendet er sich zum Kampfe gegen den Marcomannen Marbot. Die Franken hadern mit den Alamannen, die Gothen mit den Vandalen, die Gepiden mit den Longobarden: ein jeder dieser unbändigen Stämme, ein jeder ihrer kampflustigen Fürsten ist bereit, aus der gemeinsamen Heimath sich abzulösen, fremden Dienst, wenn er Ruhm und Beute verheißt, auf sich zu nehmen, mit ausländischen Genossen zu neuen gemischten Gemeinwesen sich zu verbinden. So schwach das nationale Gemeingefühl, so stark ist der Sinn für die nächste Genossenschaft. Die Mitglieder des Stammes betrachten sich als Sippen eines Blutes, die Mitglieder eines Gefolges hangen auf Tod und Leben an ihrem Haupte. Aber alle weiteren Verbände sind lose, wie zufällig, in hundert Fällen nur vorübergehend.

Auf der andern Seite tritt nicht minder deutlich als diese Abwesenheit des Nationalbewußtseins die größte Gleichartigkeit der nationalen Substanz hervor. Von diesen Menschen, die so geringen Trieb zur politischen Einheit haben, ist Einer wie der

Andere beſchaffen; die Stämme des Nordens und des Südens, die Häuptlinge des erſten und des vierten Jahrhunderts ſind ſich zum Verwechſeln ähnlich. Dieſe unterſchiedloſe Gleichartigkeit ſetzt ſich weit in die Folgezeit fort; bei der Berührung mit den Römern zeigen ſich Einige etwas roher, heftiger, gewaltſamer, Andere etwas raſcher empfänglich für Staatsweſen und Cultur; im Kern und Weſen aber ſind es überall dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Neigungen, dieſelben Charakterzüge, welche höchſtens graduell abgeſtuft bei den verſchiedenen Stämmen zum Vorſchein kommen. Niemals in ſpäterer Zeit iſt Deutſchland ſo arm an individueller Mannichfaltigkeit geweſen: natürlich genug, denn erſt auf dem Boden einer mannichfaltigen Cultur werden die individuellen Anlagen und Neigungen in ihrer feineren Nuancirung entwickelt und verdichtet. So iſt überall in Germanien während jener Urzeit im Weſentlichen der gleiche Götterglaube, die gleiche Rechtsentwicklung, das gleiche Verfaſſungsleben, die gleiche Kriegs- und Wanderluſt, die gleiche Erregbarkeit und Bildungsfähigkeit. In hundert Fällen ſieht man, daß Theile verſchiedener Stämme auf das Leichteſte ſich miſchen, und neue Gruppen bilden, welche dann freilich wieder eben ſo leicht einem weiteren Scheidungs- und Miſchungsprozeß verfallen.

Es iſt deutlich, daß dieſe lebenſtrotzende, bildſame, empfängliche Völkermaſſe allen Eindrücken der Zukunft gleich offen war. Nach den Umſtänden konnte ſie in tauſend Atome zerſtäuben, oder zu einer feſtgeſchloſſenen Nationalität heranwachſen, oder in neuer Miſchung mit andern Nationen ihren Bildungsweg ſuchen.

Es geſchah, daß ſie mit dem römiſchen Weltreiche und der chriſtlichen Weltkirche in Kampf und Verbindung trat, und daß dieſes Verhältniß die Grundlage der europäiſchen Zukunft wurde. Die Deutſchen gewannen Eingang und Herrſchaft in allen Provinzen des weſtrömiſchen Reiches und nahmen zugleich den chriſtlichen Glauben und eine Menge römiſcher Staats- und Culturelemente in ihr Leben auf. Eine Weile ſchien es, als würde in dieſer großen Gährung die Nation ſich völlig zerſetzen. Sachſen, Thüringer, Schwaben, Bayern blieben, faſt unberührt von den

fremden Einflüssen, in der Heimath zurück, während andere zahlreiche Stämme sich von dem vaterländischen Boden gänzlich abgelöst hatten, und in Gallien und Italien, in Spanien und Africa inmitten der unterworfenen romanischen Bevölkerung sich vollständig romanisirten. Hiebei aber durfte es sein Bewenden nicht haben, wenn in der Folgezeit unter den Culturvölkern Europa's eine deutsche Nation sich finden sollte. Die Ostgothen in Italien, die Burgunder in Gallien, die Westgothen in Spanien, hatten dort auf römischem Boden eine ergiebige Bildungsschule gefunden, waren aber dem Verbande der heimischen Nationalität völlig verloren gegangen. Die Sachsen, Thüringer, Bayern hatten germanisches Wesen fast unverändert bewahrt, waren aber den bildenden Einflüssen der antiken und christlichen Welt so gut wie unzugänglich geblieben. Bei dieser Lage der Dinge war es ohne Zweifel ein Ereigniß von wahrhaft providentieller Bedeutung, daß die Franken, deren Könige auf gallischem Boden ein starkes Reich gegründet, deren Volksmasse in Belgien und Rheinland fast ohne Mischung deutsch geblieben, nach beiden Seiten vorwärts dringend, bis zum Ende des 6. Jahrhunderts sich hier ganz Mittel- und Süddeutschland, dort alle gallische Provinzen bis zu den Alpen und Pyrenäen unterwarfen. Gallien war eine der bestcultivirten Provinzen des römischen Kaiserthums gewesen: seine Masse war groß genug, um alle Theile des fränkischen Reiches mit den Ergebnissen dieser Cultur zu durchdringen, während die deutschen Provinzen der Merowinger ansehnlich genug waren, inmitten dieser Einflüsse ihre Nationalität zu bewahren. Daß übrigens dieses Reich in seinem damaligen Umfang schwerlich auf bleibenden Bestand würde rechnen können, zeigte sich schon im ersten Jahrhundert seiner Existenz. Bretagne und Aquitanien auf der einen, Bayern und Schwaben auf der andern Seite, machten stets wiederholte Versuche, sich der fränkischen Oberhoheit zu entziehn, und sehr frühe zeigte sich unter dem herrschenden Volke selbst ein innerer Gegensatz zwischen einer östlichen und westlichen, einer vorwiegend germanischen und vorwiegend romanischen Hälfte. Es war ein Uebergangszustand, wohlthätig und unerläßlich, um die Romanen mit frischem deutschem

Blute und die Deutschen mit dem Unterricht römischer Bildung zu befruchten, dann aber zu baldiger Auflösung bestimmt, damit jedes eigenartige Leben seine besondere Entwicklung fände.

Ehe es jedoch so weit kam, trat eine besondere, für die ganze Zukunft verhängnißschwere Wendung dazwischen.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts war die Monarchie der Merowinger in tiefem Verfall. Die Krone war ohnmächtig gegenüber einer starken weltlichen und geistlichen Aristokratie, die fränkischen Provinzen haderten untereinander, die unterworfenen Stämme setzten sich in feindselige Selbstständigkeit. Die Weltlage aber war damals eine solche, daß für den Moment dieser Verfall eine ungeheuere Gefahr für die Errungenschaft des bisherigen Culturlebens in sich schloß. Jene Summe der römisch-christlichen und fränkisch-deutschen Entwicklung, welche das Reich der Merowinger in sich darstellte und beschützte, war durch eine doppelte Feindseligkeit mit völliger Ueberfluthung bedroht. Auf der einen Seite rührten sich die heidnisch gebliebenen Stämme Norddeutschlands, die Sachsen und Friesen, von scandinavischem Nachschub unterstützt. Noch gewaltiger aber brausten von Süden die Wogen der muhamedanischen Eroberung heran, Spanien völlig bedeckend, über die Pyrenäen hinüber sich nach Südgallien ergießend. Wenn das morsch gewordene Frankenreich diesem doppelten Anfalle unterlag, so theilte sich das Heidenthum und der Islam in die Zukunft Europa's. Glücklicher Weise erhob sich unter diesen Stürmen in den rheinisch-belgischen Landen das Heldengeschlecht der Karolinger. Nachdem die ersten Pippine die Franken wieder geeinigt, schlug Karl Martell den Angriff der Araber mit vernichtender Energie für alle Zeiten zu Boden, überwältigte gleich nachher die Friesen, und warf die Sachsen in eine ungefährliche Defensive zurück. Darauf mußte auch Süddeutschland sich der fränkischen Hoheit wieder fügen; die Monarchie war auf das Glänzendste hergestellt, und der Sohn des Martell, der jüngere Pippin, konnte mit gutem Fug sich die erneuerte Krone auf das eigene siegreiche Haupt drücken.

Dabei aber blieb man nicht stehn. Man fühlte sich stark, nach jeder Hinsicht im Wachsen und Vorankommen. Der einst

ſo gefährliche Gegner, das arabiſche Chalifat, begann ſich im Innern zu ſpalten und einem reißenden Verfall entgegen zu gehn. Dem deutſchen Heidenthum trat neben den fränkiſchen Waffen die chriſtliche Miſſion mit erfolgreicher Kraft entgegen, jetzt von dem päpſtlichen Stuhl aus in ſyſtematiſcher Einheit geleitet, und in richtiger Erkenntniß der beiderſeitigen Intereſſen zu engem Anſchluß an die fränkiſche Politik gewieſen. Von ſolchen Verhältniſſen getragen, blieb Pippin's Nachfolger, Karl der Große, im gewaltigſten Aufſchwung. Er brachte die überlieferte Aufgabe des fränkiſchen Reiches zur Vollendung, indem er in mehr als dreißigjährigem Kampfe den deutſchen Norden ſeiner Herrſchaft unterwarf. Er ſchritt dann mächtig über die bisherigen Linien hinaus, indem er die Slaven bis zur Oder, im Süden aber ganz Italien und ein Drittel von Spanien ſeiner Krone dienſtbar machte. Es war eine coloſſale Machtanhäufung, welche alle Lande Europa's von Apulien bis Schleswig, von dem Ebro bis zur Raab umfaßte. Bei ſolchen Beſitzungen, deren Mittel ihrem Inhaber ſchlechthin unbegrenzte Ausſichten eröffneten, dünkte Karl der alte Titel des „Königs der Franken, des erlauchten Mannes" nicht mehr ſeiner Würde entſprechend Indem er nach Weiterem ausblickte, boten ſich in den Verhältniſſen vor Allem zwei Momente, welche ſeine Wahl beſtimmten.

Das eine war die Erinnerung an das alte römiſche Kaiſerreich, welches von Auguſtus bis Theodoſius den Deutſchen wie den Römern ſelbſt als das ächte imperium orbis terrarum, als die wirkliche Herrſchaft über den Erdkreis gegolten hatte. Es war in den byzantiniſchen Oſten und den lateiniſchen Weſten getheilt worden: Karl hatte den größten Theil des weſtlichen Reiches thatſächlich inne; es lag nahe, ſich auch der Form nach als den Erben der alten Imperatoren hinzuſtellen, damit ſeiner Macht eine neue Legitimation, und ſeinen Anſprüchen eine ſchrankenloſe Ausdehnung zu geben. Das Zweite brachte die römiſche Kirche hinzu. Die Kirche hatte ſogleich als Conſtantin die Taufe nahm und die Staatsgewalt bald nachher eine chriſtliche wurde, ſich den römiſchen Vorſtellungen von dem Imperium des Erdkreiſes angeſchloſſen,

Kaiserthum und Kirche hätten zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden unaufhörlich zusammen zu wirken, der religiösen Einheit der Welt müsse eine entsprechende politische zur Seite stehen, die Gemeinsamkeit des Glaubens sei die nothwendige Voraussetzung aller Rechtsfähigkeit. Da aber der rechte Glauben berufen war, alle Lande zu erfüllen, so folgte von selbst für den kaiserlichen Schutzherrn der Kirche der Anspruch, den gesammten Erdkreis seinem heiligen Scepter unterworfen zu sehen. Die Hoheit über alle christlichen, die Herbeibringung aller unchristlichen Lande war der bleibende Beruf seines Amtes.

Diese Vorstellungen hatten damals eine weite Verbreitung unter den Völkern; sie zählten insbesondere unter dem Clerus viele und einflußreiche Anhänger. Karl der Große ergriff sie mit der ganzen Kraft seiner Natur; am Weihnachtsabend 799 ließ er sich zu Rom durch die Hand des Papstes mit der kaiserlichen Krone schmücken.

Wir sehn, wie viele Veranlassung zu einem solchen Schritte damals in den Verhältnissen lag. Deutlich ist aber auch, wie tief eingreifend er die bisherige Lage änderte, wie er der ganzen Zukunft Deutschlands und Europa's eine neue Richtung gab.

Erwägt man insbesondere das deutsche Interesse, so zeigt sich zunächst eine höchst bedeutende Aenderung in dem Machtverhältniß der einzelnen Nationen innerhalb der kaiserlichen Monarchie. Früher hatten im fränkischen Reiche Deutsche und Romanen sich nicht bloß das Gleichgewicht gehalten, sondern das germanische Element hatte ohne Zweifel das Uebergewicht besessen. Jetzt war das Letztere freilich durch den Eintritt der Sachsen vermehrt worden, dagegen war das völlig romanische Italien und Nordspanien, es war außerdem eine Menge slavischer Stämme hinzugetreten. Wenn die Einheit des Reiches Dauer gewann, so war jetzt innerhalb desselben für die Erhaltung deutschen Wesens sehr viel geringere Aussicht als früher.

Sodann erschien eine nicht minder erhebliche Neuerung für das nationale Interesse in dem Wesen der Centralgewalt. Diese hatte bisher keinen andern Titel als die Gewalt der Waffen und

die Kraft der gemeinsamen Interessen gehabt; danach konnte, wenn künftig einmal die Interessen auseinandergehen sollten, die Waffe scheiden, was die Waffe zusammengebunden hatte. Die frühere Dynastie selbst hatte ein Staatsrecht ausgebildet, nach welchem jedem Königssohn die Herrscherrechte über einen Theil des väterlichen Gebietes zukamen; es war dies mißlich genug für die Festigkeit des Gesammtstaats, eben deshalb aber auch eine weitere Bürgschaft für die Bewahrung der einzelnen Stammes- und nationalen Unterschiede. Allein mit dem Kaiserthum wurde eine Reichsregierung eingesetzt, welche den principiellen Anspruch hatte, zugleich untheilbar und permanent zu sein, welche keine Selbstständigkeit sich gegenüber auf Erden anerkennen durfte, und jede Auflehnung und jeden Abfall als einen Bruch des weltlichen und des göttlichen Rechtes betrachtete. Wenn wir vorher die Lage der Deutschen im merovingischen Reiche für wohlthätig und nothwendig anerkannten, insofern sie als zeitweiliger Uebergang gelten konnte, so war jetzt ein viel ungünstigeres Verhältniß officiell als definitiv und bleibend proclamirt worden.

Wenn mithin das Kaiserthum in der deutschen Geschichte als ein Fortschritt erscheinen sollte, so müßte es sonst nöthig gewesen sein als ein Schutz gegen dringende Gefahren oder eine Erfüllung realer Bedürfnisse; oder wenigstens, es müßte sein Bestand, der an sich für die nationale Eigenthümlichkeit der Völker eine Gefahr war, den materiellen und geistigen Interessen derselben einen erkennbaren Nutzen gebracht haben.

Man citirt nun in dieser Hinsicht wohl die früher erwähnten auswärtigen Gefahren der Christenheit in Folge des muhamedanischen und des sächsisch-friesischen Angriffs und wirft gelegentlich auch einen beiläufigen Blick auf die feindselige Haltung des byzantinischen Reiches. Um das Abendland vor all diesen Gegnern zu schirmen, sei, meint man, eine große Dictatur nöthig, und schon hiermit Karls Weltmonarchie ein Segen für Europa gewesen. Indeß hat so eben unser Ueberblick der Thatsachen gezeigt, daß diese Erörterung nichts als ein großer Anachronismus ist. Die byzantinische Gefahr hatte niemals viel auf sich; die arabische

und die sächsische wehrte Karl Martell mit den Kräften des einen fränkischen Volkes ab, ohne einer kaiserlichen Universalmacht zu bedürfen. Als sein Enkel zur Kaiserkrönung schritt, war Sachsen unterworfen, das Chalifat im reißenden Sinken, auf der Welt kein Staat vorhanden, welchem die Franken für sich allein nicht überlegen gewesen wären[1]). Eine Nöthigung von Außen war für seine kaiserliche Dictatur nicht vorhanden; ihr Nutzen, wenn ein solcher existirt hat, muß sich auf dem Felde der innern Politik vorfinden.

Ueberblicken wir den weiten Kreis von Karls Eroberungen, so werden wir zunächst auf Norddeutschland geleitet. Schon nach unsern früheren Bemerkungen werden wir in der Unterwerfung Sachsens einen Fortschritt im vollen Sinne des Wortes erkennen. Wie die Dinge einmal lagen, gab es für die Vereinigung aller deutschen Stämme keinen andern, jedenfalls keinen kürzern Weg, als das Hereinziehn aller in die Kreise der fränkischen Macht. Es gab noch weniger ein anderes Mittel, ihnen in bleibender Weise den christlichen Glauben und die antike Cultur zuzuführen. Es gab endlich keine andere Auskunft, bei der sie die Möglichkeit gehabt hätten, eine feste Stellung gegenüber den Slaven und Scandinaviern zu gewinnen. Karl blieb hier völlig in der Bahn einer lange her festgestellten Entwicklung; seine Thaten auf diesem Gebiete haben unzweifelhaft große Nachtheile verhindert, und keinem spätern Fortschritte der deutschen Nationalität den Weg versperrt.

Von seinem rasch verlaufenen und — relativ — wenig folgenreichen Versuche auf Spanien brauchen wir nicht ausführlich zu reden. Desto wichtiger war die zweite Hauptrichtung seiner kriegerischen Thätigkeit, die Unterwerfung Italiens.

---

[1]) Ficker bespricht diese Frage S. 18 bis 23 sehr ausführlich, erwähnt die Byzantiner, schildert die gefährliche Macht des Islam — wenn das Chalifat Bestand hatte, sagt er, so hätte auch die christliche Welt ein Universalreich bilden müssen, um sich zu vertheidigen — dann aber schließt er mit dem Geständniß, daß die Auflösung des Chalifats das Bedürfniß universaler christlicher Staatsbildung weniger nahe gelegt habe, mit andern Worten, daß seine vorausgehende Erörterung bedeutungslos sei. Ein solches Verfahren kommt noch mehrmals bei ihm vor.

Dort ſchaltete über den größten Theil des Landes ſeit 568 die Herrſchaft der Longobarden. Lange Zeit hatten ſie als deutſche und arianiſche Colonie im Lande geſeſſen, dann waren ſie katholiſch und romaniſch geworden, und in raſchem Verlaufe mit den Provinzialen völlig verſchmolzen. Bei ihrem Eindringen hatten die Byzantiner die Küſtenſtriche im Weſten, Süden und Oſten der Halbinſel behauptet; es war dann im longobardiſchen Reiche zwiſchen einzelnen kräftigen Regierungen wiederholt eine Zeit innerer Verwirrung und Anarchie gefolgt, und die Longobarden waren nicht im Stande geweſen, durch völlige Verdrängung der Byzantiner die Halbinſel unter ihrem Regimente zu vereinigen. Ein ſolcher Zuſtand hatte für die innere Ordnung und den nationalen Character die übelſten Folgen, da die Waffen und Umtriebe der beiden feindlichen Regierungen unaufhörlich in das Innere des Nachbarſtaates hineingriffen, und es nie zu einer feſten Conſolidirung der Verhältniſſe kommen ließen. Eben aber im 8. Jahrhundert faßte der heldenkühne König Liudprand die Kraft der Longobarden mit feſter Hand zuſammen, und entwickelte von Stund an eine ſolche Ueberlegenheit über die Byzantiner, daß ohne fremde Intervention an der völligen Austreibung derſelben und der politiſchen Vereinigung der Halbinſel kein Zweifel möglich war. Um die Bedeutung dieſer Ausſicht zu ermeſſen, muß man ſich erinnern, daß wir hier gerade im Beginne der modernen italieniſchen Geſchichte ſtehn, daß bis dahin die italiſche Bevölkerung unter römiſcher und gothiſcher Herrſchaft ſich ſtets einmüthig, geſetzlich, geordnet erwieſen hatte, daß die ſpätere Ungebundenheit und Unſtätigkeit des Nationalcharakters, die ſo vieler Tyrannei zu Grund und Vorwand hat dienen müſſen, gerade erſt aus den Ereigniſſen und Zuſtänden entſprang, deren Urſprünge wir hier in das Auge faſſen. Damals lag nicht das geringſte Symptom vor, aus welchem man, falls Liudprand ſein Ziel erreichte, der italieniſchen Nation die Unfähigkeit zur Einheit und Selbſtſtändigkeit hätte prophezeien können.

Was den fränkiſchen Nachbarn betraf, ſo hatte er einmal, zur Zeit der großen Kriege Beliſars gegen die Oſtgothen, einen

Eroberungsverſuch in Italien gemacht. Es waren ſeitdem zweihundert Jahre verfloſſen: ſeit der Feſtſetzung der Longobarden war keine Rede mehr davon geweſen. Die beiden Reiche hatten im Ganzen ein friedliches Verhältniß; die Longobarden waren bei Weitem nicht ſtark genug, um dem fränkiſchen Gebiete irgend einen Schaden zuzufügen. In den ſchlimmſten Zeiten innerer Verwirrung vor dem Aufkommen der Karolinger hatten die Longobarden niemals einen feindlichen Verſuch gegen Frankenland gemacht. Früher mochten ihre intimen Beziehungen zu Bayern der fränkiſchen Regierung zuweilen unbequem geweſen ſein: jetzt eben aber wurde Bayern dem fränkiſchen Einfluß auf's Neue unterworfen, und König Liudprand blieb in feſter Freundſchaft zu Karl Martell. Der fränkiſche Staat hatte alſo keine überlieferte Richtung gegen Italien und nirgendwo ein politiſches Intereſſe, ſich der Regeneration des Landes zu widerſetzen. So gewiß die Entſtehung einer deutſchen Nation unmöglich ohne die momentane Verbindung Sachſens mit dem fränkiſchen Reich, ſo ſicher war jedes fränkiſche Einſchreiten gegen die Longobarden tödtlich für das italieniſche, nutzlos für das fränkiſche Volk.

Was war es nun, was bereits den Nachfolgern des Martell, den König Pippin, zu einem erdrückenden Kampfe gegen die Longobarden beſtimmte?

Alle Welt weiß es. Es war die dringende und wiederholte Aufforderung des Papſtes. Im 8. Jahrhundert wurde der Wohlſtand, die Ordnung und Einheit Italiens der Machtſtellung der römiſchen Curie geopfert.

So lange das alte römiſche Reich beſtand, waren die Päpſte zweifellos Unterthanen des Kaiſers geweſen. Seit dem Erlöſchen des weſtrömiſchen Reiches beginnt ihr Streben nach weltlicher Unabhängigkeit und Souveränetät; ihr einfaches Syſtem iſt, keine andere Herrſchaft über ganz Italien aufkommen zu laſſen, immer zwei Herren in Italien zu haben, und zwiſchen ihnen balancirend ſelbſt empor zu kommen. Unter der Herrſchaft des großen Oſtgothen Theodorich haben ſie Verſtändniſſe mit Byzanz. Im 6. und 7. Jahrhundert wieder byzantiniſche Unterthanen leben

ſie in gutem Vernehmen mit den longobardiſchen Königen. Liudprand iſt zuerſt mit dem von ihm reich beſchenkten Papſte verbündet: kaum aber entwickelt ſich ſeine Abſicht völliger Vertreibung der Byzantiner, ſo wechſelt die Curie die Partei, und als ſein Nachfolger Aiſtulf in Folge dieſer Feindſeligkeit geradezu gegen Rom vordringt, ruft der Papſt die Dazwiſchenkunft des gewaltigen Frankenkönigs auf. Wir bemerkten ſchon, daß die Curie, eine ſolche Wendung vorausſehend, in den Angelegenheiten der deutſchen Kirchen ſich längſt dem karolingiſchen Intereſſe freundlich gezeigt: man wird dem fränkiſchen Könige die Rückſicht auf dieſes Verhältniß auch im politiſchen Sinne anzurechnen haben, indeſſen nicht minder in Anſchlag bringen, daß jeder Streich gegen die Longobarden in Bayern ebenſo empfindlich gefühlt wurde, wie umgekehrt eine Vernachläſſigung Roms in den Mainzer Klöſtern. Da hievon Eines ebenſo ſchwer wog als das Andere, ſo wird man ſagen müſſen, daß Pippin endlich nur durch das Motiv eines großen Ehrgeizes bewogen wurde, die von dem Papſte bezeichnete Bahn zu betreten, an deren Endpunkt ein Kaiſerdiadem glänzte. Bei einem modernen Pippin würde für einen ähnlichen Entſchluß nach Umſtänden kirchliche Begeiſterung und religiöſe Devotion mitwirken. Bei dem Sohne Karl Martells wurde von einem ſolchen Motive wohl geſprochen, aber kein Schritt der politiſchen Action dadurch beſtimmt.

So wurde Aiſtulf beſiegt, ein Reſt byzantiniſcher Herrſchaft erhalten, der Papſt ſelbſt aber Landesherr in einem ſtattlichen Gebiete Mittelitaliens. Karl der Große vollendete das Werk Pippin's, indem er ſelbſt den Thron der Longobarden beſtieg, den Papſt anfangs unabhängig ließ, und dann das Gebiet deſſelben nur in unbeſtimmter Weiſe der kaiſerlichen Hoheit unterordnete, die Byzantiner aber aus Apulien und Calabrien nicht zu verdrängen vermochte. Die Zerſplitterung und politiſche Anarchie Italiens war damit für ein Jahrtauſend beſiegelt.

Daß dieſe Eroberung nun für das Gedeihn des fränkiſchen Reiches in jener Zeit nicht nothwendig war, erſcheint uns völlig zweifellos. Auch ohne Italien war die karolingiſche Monarchie jedem gleichzeitigen Staate bei Weitem überlegen. Sie hat zu-

weilen militärische Kräfte aus Italien gezogen, dafür aber mehr als einmal durch die italienischen Wirren sich in den nähern deutschen Angelegenheiten empfindlich gehindert gesehn. Die Unterwerfung Italiens entsprach also keinem realen Bedürfniß des Reiches, sondern war ein willkürlicher Act monarchischer Herrschbegier.

Sie war zugleich, wie von selbst einleuchtet, die Voraussetzung und die Brücke zur Kaiserkrönung. Diese Dinge hingen so enge zusammen, daß man mit großer Wahrscheinlichkeit schon bei Pippin den Gedanken an den völligen Sturz des Longobardischen Reiches und an die imperatorische Würde vermuthen darf: gewiß ist, daß Karl der Große, die Unterwerfung Italiens einmal vollendet, sich auf der Stelle als Imperator fühlte, und in dem endlichen Vollzug der Kaiserkrönung nur den Abschluß der bisherigen, nicht den Beginn einer neuen Stellung erblickte.

Welche Vortheile hat nun die Kaiserwürde selbst den Völkern des fränkischen Reiches gebracht?

Allerdings, jeder Unterthan des Kaisers hatte das Vergnügen zu wissen, daß sein Beherrscher der erste Souverän der Christenheit sei. Aber dieses stolze Gefühl mußte nach dem Ausweis der Thatsachen theuer bezahlt werden.

Die Kaiserkrönung brachte der fränkischen, und weiterhin der deutschen Monarchie eine doppelte, verhängnißvolle Mitgift zu: das Trachten nach unbeschränkter Weltherrschaft und die Vorstellung einer religiösen, der päpstlichen analogen Weihe. Reden wir von jedem im Einzelnen.

Wenn wir hier den Ausdruck Weltherrschaft gebrauchen, so ist es an sich selbst klar, welchen Sinn wir dem Worte beilegen. Wenn man uns einwendet, das karolingische oder das deutsche Kaiserreich sei keine Weltherrschaft gewesen, weil viele Länder Europa's und der andern Continente nicht zu ihm gehört hätten, so würde in diesem Sinne niemals ein Weltreich existirt haben, da noch niemals das ganze Universum Einem Herrn unterworfen worden ist. Ein gewisser Grad des äußeren Erfolges muß, wie sich versteht, vorhanden sein, wenn eine Macht das Prädicat des Weltreiches erhalten soll; der in Wahrheit charakteristische Zug liegt

aber von vorne herein nicht in der Zahl der eroberten Quadratmeilen, ſondern in dem Umfang des politiſchen Strebens und der Richtung der politiſchen Geſinnung. Die Nichtanerkennung irgend eines fremden Rechtes, die Hintanſetzung des populären Wohles, die Erklärung, für das eigne Recht keine Schranke als die eigne Macht zu kennen, dieſe Momente ſind es, welche den Charakter des Univerſalreiches beſtimmen, und wo dieſe Momente in der Geſchichte erſcheinen, hat bisher die Verurtheilung derſelben für den unbeſtreitbarſten aller politiſchen Grundſätze gegolten. Die Frage, auf die es bei unſerer Unterſuchung ankommt, iſt einzig die, ob in Wahrheit dieſe Momente bei unſerer Kaiſerpolitik vorliegen, und wenn man ſie thatſächlich bejahen muß, ſo iſt damit das hiſtoriſche Urtheil unaufhaltſam und unwiderleglich feſtgeſtellt. Die Richtigkeit dieſes Schluſſes beſcheinigen uns die Gegner wider ihren Willen, indem ſie ſich unaufhörlich bemühen, die Frage aus ihrer wirklichen Stellung zu verſchieben. Sie ſuchen der Sache den Schein zu geben, als handele es ſich bei uns um kosmopolitiſchen Liberalismus, um falſche Philanthropie, um jene berufene deutſche Uneigennützigkeit, die ſich für unterdrückte Italiener, Polen, Magyaren auf Koſten des eignen Vaterlandes intereſſire, und lieber die Hälfte des eignen Bodens verlieren als die kleinſte Parzelle fremden Gutes beſitzen wolle. Das Alles iſt eitles Gerede, wohl geeignet, um heißblütige Zeitungsleſer bei einer brennenden Tagesfrage aus jeder beſonnenen Erwägung hinauszuſchrecken, aber ohne irgend einen Zuſammenhang mit der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß unſerer Vergangenheit. Das wiſſen auch wir, daß eine große Nation eine ſtarke Stellung nach Außen haben, daß ſie den Krieg, den ernſten großen Krieg nicht ſcheuen, daß ſie nach Umſtänden, wenn ſie beſtehn und gedeihn will, Eroberungen machen muß. Hier aber handelt es ſich darum, ob die Eroberungspolitik unſerer Kaiſer eine gedeihliche oder ſchädliche geweſen, ob ſie nationalen Bedürfniſſen entſprochen und verſtändige Ziele verfolgt, oder die Kräfte der Völker für überſpannte und deshalb ſelbſtmörderiſche Zwecke vergeudet habe. Wer nun ſein Handeln auf die Aufgabe ſtellt, als Beherrſcher des ganzen chriſtlichen und als Vernichter

des ganzen unchriſtlichen Erdkreiſes anerkannt zu werden, deſſen Streben ſcheint uns unzweideutig jene furchtbaren Züge der Welteroberung an ſich zu tragen. Daß er ſeinen Beruf unmittelbar von Gott ableitet und von himmliſcher Weihe umgeben glaubt, kann das Urtheil über ſeine perſönliche Rechtſchaffenheit mildern, in der Sache aber muß die Wucht des Unheils dadurch nur verſchärft und verſtärkt werden. Denn ein Eroberer weltlicher Stimmung, der ſich über fremdes Recht nach der Leidenſchaft ſeines Ehrgeizes hinweg ſetzt, kann vielleicht einmal von der Stimme des Gewiſſens gerührt und gehemmt werden. Dem Eroberer aber aus göttlicher Miſſion iſt die Brechung fremden Rechtes an ſich ſelbſt eine Gewiſſensſache, und das Elend des eignen Volkes verſchwindet ihm ein für alle Mal vor dem Heiligenſchein ſeiner himmliſchen Siegeskrone. Niemand wird bezweifeln, daß Karl der Große in ſeinen theokratiſchen Anſchauungen viel mehr als Xerxes oder Napoleon an das Wohl ſeiner Völker, und viel weniger als jene an ſeine perſönliche Glorie dachte: aber vollkommen deutlich iſt es auf der andern Seite, daß ſeine Irrthümer nicht geringes Unheil über die Welt und über ſeine Monarchie gebracht haben als der Egoismus jener Andern.

Das fränkiſche Reich — dies zeigen die Thatſachen ohne Widerſpruch — hatte an der Einverleibung der Sachſen und der Unterwerfung der Weſtſlaven eine Aufgabe, welche ſeine Militärkräfte ſattſam beſchäftigte, dann aber auch vollkommen lösbar war. Nun aber traten die Bezwingung Italiens, der Angriff auf Spanien, die Händel mit Oſtrom, der Gegenſatz gegen den Islam hinzu, und die lange und faſt ununterbrochen ſiegreiche Regierung Karls geſtaltete ſich zu einer nie abreißenden Kette vierzigjähriger Kriege, wo die Sachſen in Spanien, die Italiener in Holſtein, die Toloſaner an der Raab ihr Blut für die myſtiſche Kaiſerwürde des Erdkreiſes einzuſetzen hatten. Die Folgen zeigen ſich noch bei ſeinen Lebzeiten in ſchreckenvoller Deutlichkeit. Es genügt, die Geſetze ſeiner letzten Jahre zu leſen, um in ſcharfen Zügen das Unglück der Landbevölkerung vor Augen zu haben. Die Armen, heißt es dort, klagen, ſie ſeien ihres Eigenthums beraubt,

durch Biſchöfe und Aebte, durch Grafen und Amtleute; wenn einer ſein Gut dem Biſchof, dem Abt, dem Grafen zu geben weigert, ſo ſuchen dieſe Beamte Vorwand, ihn zu verurtheilen und zum Kriegsdienſt zu zwingen, bis er völlig mittellos iſt, und ſein Gut wohl oder übel hergiebt; wer aber ſein Gut ausliefert, den laſſen ſie ruhig zu Hauſe ſitzen; die armen Leute ſagen es, und andere beſtätigen es, daß die Aermeren unaufhörlich zum Kriegsdienſt gezwungen ſind, die Beſitzenden aber, die zahlen können, daheim bleiben dürfen; die Beamten aber ſagen, daß die Einwohner unter allen erſinnlichen Vorwänden ſich der Laſt des Kriegsdienſtes zu entziehn ſuchen. War ſomit das einſt ſo kampfluſtige Geſchlecht in völlige Erſchöpfung verſunken, ſo war die Macht des Amtsadels in einer für die Krone höchſt gefährlichen Weiſe geſteigert worden. Seit dem Sturze der Merovinger beſtand das wichtigſte Vorrecht des Adels in dem Seniorate, in der Befugniß, ſeine Hinterſaſſen im Kriege anzuführen; es iſt klar, daß dieſes Recht um ſo ſchwerer wog, je kriegeriſcher die Zeit war; ſchon die innere Stellung der Monarchie hätte alſo den Karolingern eine möglichſt gemäßigte und beſonnene Kriegspolitik empfehlen ſollen. Statt deſſen wurde halb Europa mit immer ſiegreichen, niemals abſchließenden Angriffszügen heimgeſucht, der Ruhm des kaiſerlichen Namens über die Welt verbreitet, das Volk in tiefes Elend hinabgeſtoßen und die wirkliche Königsmacht dem Wachsthum der Ariſtokratie geopfert.

Vielleicht aber empfingen die Völker, was ſie in politiſcher und materieller Hinſicht opferten, auf dem nicht minder wichtigen Gebiete der Kirche wieder zurück? Indem der Kaiſer ſich als Schutzherr der Kirche conſtituirte, und ſeine mächtige Kraft den heiligen Aufgaben der Kirche zur Unterſtützung lieh, gewann die Welt vielleicht vortreffliche Seelſorger, wachſende Bildung, geläuterte Moral? Und jedenfalls, da der Papſt ohne die Siege des Kaiſers longobardiſcher Unterthan geworden wäre, und die mittelalterliche Welt, wie allgemein geſagt wird, ohne ein ſouveraines Papſtthum nicht hätte beſtehen können, ſo wäre endlich doch aus allem Elend der Franken und Italiener, wie aus einem großen weltgeſchichtlichen Dünger, die ganze Blüthe des ſpätern Mittelalters hervorgewachſen?

Was die Fortschritte der Bildung unter Karl dem Großen betrifft, so will uns scheinen, als hätte seine Sorge für den Unterricht, die Akademie an seinem Hofe, die Sammlung der deutschen Sagen und die deutsche Benennung der Monate — als hätte das Alles ohne die Beherrschung Italiens, im friedfertigen Verkehre auch mit dem longobardischen Rom sich in gleicher Weise vollziehn können. Von besserer Seelsorge und Hebung der Sitte ist vollends nur das Gegentheil zu spüren. In der nächsten Umgebung des Kaisers sah man, vor Allem in späterer Zeit nach der Krönung, dicht neben einander eine herrschsüchtige Hierarchie und wilde Ausgelassenheit. Dem Clerus hatte die Regierung auf das Schärfste vorzuhalten, das heiße nicht dieser Welt entsagen, wenn man zwar keine Waffen trage und nicht öffentlich in der Ehe lebe, dafür aber List und Bedrückung, Drohung der Höllenstrafen und Versprechen der Seligkeit anwende, um armen und reichen Leuten, wenn sie nur einfältig seien, ihre Güter zu rauben. Es ging hier wie so häufig, daß äußere Kirchenmacht und innere Lauterkeit im umgekehrten Verhältniß standen; der Clerus verweltlichte, während die Staatsgewalt geistliche Mienen annahm. Die erste Instruction, welche Kaiser Karl nach der Krönung seinen Sendboten mitgab, war eine Ermahnung, daß im Kaiserreiche überall christlicher Glaube und christliche Tugend zu pflegen sei; unaufhörlich war die Regierung mit dem Lebenswandel des Clerus, der Doctrin der Theologen, der Zucht und Pracht der Kirche beschäftigt. Kaum aber hatte Karl die Augen geschlossen, so ging in einflußreichen geistlichen Kreisen des Hofes die Rede, es sei unziemend, daß die Regierung so detaillirt für die Kirche sorge, weil dadurch die Selbstständigkeit der Kirche gefährdet werde. Unmittelbar aus dem Abendglanze, welcher die Stirne des greisen Siegesfürsten umstrahlt hatte, dämmerte der erste Schein des Verderbens auf, welches seine theokratische Haltung seinen Nachkommen bereiten sollte. Es klang vortrefflich, dies Dogma von der kaiserlichen Schutzvogtei über die christliche Kirche und den christlichen Erdkreis, dieser Preis des unzertrennbaren Bundes der beiden selbstständigen Schwerter: aber noch kein Menschenalter

nach der Kaiserkrönung war vergangen, und schon begann sich die Wahrheit zu entwickeln, daß neben einem solchen Kaiserthum kein Raum für das Papstthum war, daß beide Gewalten, auf denselben Boden gestellt und auf die gleiche Aufgabe gewiesen, nothwendig zu tödtlichem Bruche gelangen mußten.

Es ist dagegen kein Widerspruch, daß kein anderer deutscher Fürst so viel für die kommende päpstliche Weltherrschaft wie Karl der Große gethan hat. Sie wurde schlechterdings erst möglich durch seine Besiegung der Longobarden, durch die von Pippin begonnene, von Karl bekräftigte Zerstückelung Italiens, durch die Verwandlung des nationalen fränkischen Königthums in ein kirchlich costümirtes Kaiserthum. Mochte für den Augenblick der Papst sich durch den halbpriesterlichen Kaiser eingeengt fühlen, auf die Dauer hatte offenbar der halbe Priester keine Aussicht, seine Stellung gegen den ganzen zu behaupten. Auch hier zeigt es sich, im Verhältniß zum Papste wie vorher gegenüber dem fränkischen Adel, daß die Erhöhung Karls zum theokratischen Weltherrscher nur scheinbar ein Gewinn, in Wahrheit eine Einbuße für die Monarchie war.

Sollen wir nun in der That erklären, trotz dem Ruine Italiens, trotz dem Elend Galliens und Deutschlands, trotz der Schwächung des fränkischen Königthums, trotz alle dem und alle dem, sei diese Wendung heilsam und nöthig gewesen, weil sonst ja die Macht des Papstthums unmöglich geworden, und man sich ohne die päpstliche Weltherrschaft die katholische Kirche und das Mittelalter überhaupt gar nicht vorstellen könne? Wie uns scheint, sollten die Freunde des Katholicismus die ersten sein, eine solche Reflexion mit Entrüstung zurückzuweisen. Denn welch eine Kirche und welch ein Kirchenregiment wäre das, welches ohne so unermeßliches Elend seiner Bekenner nicht zu existiren vermöchte? Die historische Betrachtung weiß davon nichts. Sie findet im Gegentheil, daß die Kirche bei der frühern bescheidenern Stellung der Curie fortdauernd gewachsen ist, in der Zeit des altrömischen Imperiums wie in der kaiserlosen Zeit vom fünften bis neunten Jahrhundert, während im spätern Mittelalter unter der Allmacht des Papst-

thums die Ausdehnung des Bekenntnisses kaum nennenswerthe Fortschritte gemacht hat. Sie findet, daß die kirchliche Wissenschaft niemals höher gestanden, als in den Jahrhunderten, wo die Päpste Unterthanen der römischen Imperatoren waren, und niemals tiefer, als in der Epoche, in welcher das kirchlich-germanische Kaiserthum die Bahnen zur päpstlichen Weltherrschaft ebnete. So weit die gegebenen Thatsachen reichen, ergibt sich überall der Schluß, daß auch für das wahre Gedeihn der Kirche die Erneuerung des Kaiserthums keinen größern Nutzen als für die Wohlfahrt der Völker und die Stärke der Krone brachte, daß die persönliche Größe und die unendlichen Verdienste Karls auf andern Gebieten seiner Wirksamkeit liegen, daß, wie in allen menschlichen Dingen, neben starkem Lichte auch in seinem Leben starker Schatten und die Kaiserkrönung wohl der dunkelste dieser Schatten war.

„Karl der Große[1]) hat es versucht, die Unterschiede der Stämme auszugleichen; neben die einheitlich gestaltete Kirche stellte er ein einheitlich gestaltetes Staatswesen; es sollten nicht allein alle christlichen Völker seine Herrschaft anerkennen, es sollten auch alle in derselben Weise beherrscht werden, alle ein und derselben staatlichen Regel sich fügen. Es ist richtig, daß nicht alle Eigenthümlichkeiten im Staatsleben sich mit einem Schlage beseitigen ließen; man kann auch zugeben, daß das vielleicht nicht einmal die bewußte Absicht des Kaisers gewesen sei; aber sein ganzes Walten bewegte sich doch unzweifelhaft in dieser Richtung; wie er den römischen Imperatortitel führte, so war er gewiß auch tief durchdrungen von dem romanischen Staatsgedanken, von der Auffassung des Staates, welche das absterbende Römerthum auf die germanischen Zeiten vererbte. Dieser romanische Staatsgedanke kennt eine Abstufung von oben nach unten, einen einheitlichen Mechanismus, welcher im Staatshaupte gipfelnd durch die Hierarchie

---

[1]) Die folgenden Sätze stehen bei Ficker S. 39 und 40. Ich freue mich, an dieser Stelle mit ihm einig zu sein, und bedauere nur, weiterhin constatiren zu müssen, daß das Richtige für ihn aufhört richtig zu sein, wenn es aus der unschädlichen Ferne des 9. Jahrhunderts heraus in praktische Nähe an unser eigenes Leben herantritt.

eines abhängigen Beamtenthums bis zu der regierten Volksmasse hinabreicht, es dadurch ermöglicht, alle Kräfte der Gesammtheit für Ziele, welche die Centralgewalt setzt, gleichförmig in Bewegung zu setzen und auszubeuten. Aber er kennt keine selbstthätige Betheiligung am Staate von unten hinauf, er kennt keine Grenze, wo die Wirksamkeit des Ganzen aufhört, die der Theile beginnt; er kennt keine Sonderberechtigung im Staate, die nicht vom Staate verliehen wäre, von ihm nicht auch wieder genommen werden könnte; er kennt keine Verschiedenheit im Neben einander, keine örtliche Gliederung des Staates mit einer den natürlichen oder historisch erwachsenen Unterschieden entsprechenden Besonderheit von Rechten und Pflichten; in jeder Sonderstellung im Staate sieht er ein Hinderniß für die bequeme Erreichung der Staatszwecke; eine Alles umfassende Leitung des Ganzen von einem Mittelpunkte aus wird nur ermöglicht durch die vollkommene Einförmigkeit seiner Gestaltung.

Ein solcher Zustand war freilich in Karls Reiche noch keineswegs erreicht; aber es war mit Bestimmtheit die Bahn eingeschlagen, welche zu ihm führen mußte. Daß es nicht so wurde, haben wir schwerlich zu beklagen. Was unsere abendländische Cultur so hoch stellt, ist doch vor Allem ihre reiche Mannichfaltigkeit; von mehreren Centralpunkten ausgehend, von verschiedenen Nationen getragen, konnten die hier und dort vorhandenen Keime sich frei entfalten, sich selbstständig entwickeln, während dennoch bei dem durch das Christenthum wie durch die gemeinsamen römischen und germanischen Bildungselemente vermittelten engern Zusammenhange leicht die eine Nation die Früchte der geistigen Arbeit der andern sich zu Nutzen machen konnte[1]). Alles das war unmöglich, wenn der Welt schon in dem Universalreiche Karls des Großen ihre endgültige staatliche Form gegeben war. Die centralisirende Richtung würde sich nothwendig immermehr verschärft, jede freie Bewegung der Einzelnen erstickt, die Einheit zur Einförmigkeit

[1]) War dies im 9. Jahrhundert möglich, so konnte es natürlich auch im 11. und 12. geschehen. Auch dann bedurfte die Cultur keines Kaiserthums.

durchgebildet haben. — Für nationale Entwicklung wäre keine Stätte gewesen. —

Das Gelingen der Versuche Karls würde einen Zustand der Frühreife herbeigeführt, die Entwicklung gesunder Kräfte verhindert haben. Aber ein solches Gelingen war nicht wohl denkbar. Ein centralisirtes Reich mag immerhin die angemessenste Staatsform sein für abgelebte Völker, wo der Höhenpunkt der Entwicklung überschritten ist. — Aber es war das keine Staatsform für jugendfrische, lebenskräftige Stämme, für welche eine freiere Bewegung in der einem jeden eigenthümlichen Richtung vor Allem Bedürfniß war. Jeder Versuch, sie einzuzwängen in ein einförmig gestaltetes Staatswesen, mußte ihnen dieses Bedürfniß nur um so bestimmter zum Bewußtsein bringen."

Entſtehung der deutſchen Nation.

Erinnern wir uns an die bekannten äußern Thatſachen.

Karls Nachfolger Ludwig der Fromme gab 817 ein großes Reichsgeſetz, wodurch er die Stellung des Kaiſers zu ſeinen Verwandten, des Kaiſerthums zu den einzelnen Ländern regulirte. Als er dies ſpäter ſelbſt zu ändern verſuchte, erhob ſich gegen ihn ſein älteſter Sohn Lothar als Verfechter der kaiſerlichen Einheit, gegen den Vater kräftig angetrieben und unterſtützt durch die emporſtrebende römiſche Curie. In dieſen Kämpfen, welche in vielfachem Wechſel die ganze Regierung Ludwigs erfüllten, waren es vornehmlich die deutſchen Stämme, die ſich den Anſprüchen Lothars widerſetzten; das Streben nach nationaler Beſonderheit warf ſich den kaiſerlich-kirchlichen Einheitsgedanken entgegen. Die kaiſerliche Familie ſpaltete ſich darüber vollſtändig; Lothars jüngere Brüder trachteten im altmerovingiſchen Sinne nach eigner ſelbſtſtändiger Souveränität, und ſetzten nach dem Tode des Vaters in dreijährigem Bürgerkrieg ihre Anſprüche durch. Durch den Vertrag von Verdun erhielt Ludwig der Deutſche die Lande öſtlich vom Rhein, Karl der Kahle die Provinzen weſtlich der Rhone und Schelde, Lothar aber Italien, Burgund und das Land zwiſchen Rhein und Schelde, das ſpäter nach ihm ſogenannte Lotharingien. Dieſe Theilung ſollte allerdings das Reich noch nicht völlig zerreißen, vielmehr Lothar mit der Kaiſerwürde eine gewiſſe hervorragende Stellung behalten, ewiges Bündniß mit den Brüdern Statt finden, zuweilen Geſammtreichstage gehalten werden. Aber das Alles war nicht mehr durchzuführen. Lothars Geſchlecht erloſch bereits in ſeinen Söhnen; die beiden andern Linien geriethen in bittern Hader, welcher die Theilſtaaten immer weiter von einander entfernte

und die Gesammtmacht der Franken schwächte; Lothringen fiel endlich an die deutschen Könige, Burgund setzte sich einheimische Regenten, Italien wurde hin und her gezerrt zwischen den Ansprüchen der deutschen und der französischen Linie, den innern Parteien seiner Aristokratie und dem mächtigen Einfluß des römischen Stuhles. Diesen Zustand benutzten die arabischen Flotten im Mittelmeer, die normannischen Seekönige an den Küsten des Oceans, die ungarischen Reiterschwärme an der weiten Ostgrenze des Reiches, um Jahr für Jahr die anarchischen Provinzen des Kaiserthums mit ihren Verheerungszügen heimzusuchen. Unter all diesem Getümmel versanken die karolingischen Fürsten in körperliche und geistige Ohnmacht; einer nach dem andern wurde in den Jahren des kräftigsten Mannesalters gelähmt und stumpfsinnig, und unter solcher Herrschaft lösten sich, wie einst das Kaiserreich, so jetzt auch die einzelnen Theilstaaten in ihre Bestandtheile auf. In Italien that der Herzog von Spoleto, der Herzog von Friaul, der Markgraf von Tuscien was er mochte; in Frankreich war der Herzog von der Normandie, von Francien, von Bourgogne ein jeder mächtiger als der König; in Deutschland waren Sachsen und Lothringen, Bayern und Schwaben so gut wie selbstständige Staaten. So lagen die Dinge, als im Jahr 911 der letzte deutsche Karolinger sein kümmerliches Leben beschloß.

Wenn es wahr ist, daß in den großen historischen Kämpfen der Erfolg der höchste Richter ist, oder mit andern Worten, daß der Werth einer großen politischen Schöpfung an ihren Früchten erkannt wird, so war durch diese erschütternde Welttragödie der Kaisergedanke Karl des Großen, man sollte denken, vollständig und für immer gerichtet. Sein Bau war im ersten Menschenalter nach seinem Tode gestürzt, und im dritten in Staub zerrieben, nicht durch äußere Feinde, nicht durch überraschende Zufälle, sondern durch das natürliche Wachsthum seiner Theile, und die nothwendige Entwicklung seiner Grundtendenzen. Um die Völker und Stämme unter seine Macht zu beugen, hatte Karl den Adel und die Kirche groß gezogen; jetzt hatten Stämme und Völker die Kaiserkrone zersprengt und Kirche und Adel die Trümmer an sich

genommen. Auf eine überspannte Monarchie war in naturgemäßer Reaction die politische Anarchie in einem halben Welttheil gefolgt.

Indeß war in den Völkern des großen Kaiserreichs zu viel gesunder Stoff, zu viel vorwärts drängende Lebenskraft, als daß ein solcher Zustand hätte von Dauer sein können, und vor Allem in dem ostfränkischen Reiche stellte sich bald als umfassende Vertreterin der Gesammtinteressen eine kräftige Monarchie in dem sächsischen Hause der Ottonen oder Ludolfiner her. Es waren die Stämme, welche seit den karolingischen Theilungsverträgen Ludwig dem Deutschen und dessen Söhnen gehorcht hatten, Franken und Sachsen, Schwaben und Bayern, bald auch Lothringen. Die weitaus überwiegende Masse der Bevölkerung gehörte der deutschen Zunge an; romanischen Stammes war nur ein Theil Lothringens; dafür gehörte ein Theil Flanderns zu Frankreich und ein Theil des alamannischen Stammes zu Burgund. Immer war trotz dieser kleinen Modificationen, im Ganzen und Großen angesehn, das deutsche Volk — jetzt durch den Wechsel der Dynastie vollständig aus dem karolingischen Reiche abgelöst — zum ersten Male in einem einheitlichen und eigenartigen Staatswesen geeinigt. Es ist der Beginn der deutschen Nation und des deutschen Reiches.

An dieser Stelle bringt unser Gegner eine sehr ausführliche Erörterung über die Frage, ob es das bewußte Streben nach volksthümlich nationalen Staaten, ob es das Nationalitätsprincip im modernen Sinne gewesen, welches das Karolingerreich gesprengt und die Bildung des deutschen Reiches veranlaßt hätte. Er verneint es durchaus. Er hebt hervor, daß kein gleichzeitiger Schriftsteller davon die leiseste Erwähnung thue, daß das deutsche Volk zwar dieselbe Sprache gehabt, aber diese nur im mündlichen, nicht im schriftlichen und literarischen Verkehre gebraucht, daß es bei dem völlig unentwickelten Nationalbewußtsein selbst an einem Namen für die Nation damals noch gefehlt habe. Nicht der Gegensatz von Romanen und Deutschen sei den Leuten anschaulich gewesen, denn gerade an der Sprachgrenze, in Lothringen, hätten Elemente beider Stoffe sich bereitwillig zu einem politischen Ganzen verbunden, sondern lediglich der Gegensatz der kleinern Verbände, der

Stämme, des Schwaben gegen den Bayern, des Sachsen gegen den Franken. Dieser habe kräftig mitgewirkt zu der Sprengung des Kaiserthums, und dann auch die Bildung der deutschen Monarchie erheblich erschwert. Daran sei nicht zu denken, daß der Umfang der letztern nach dem Umfang des deutschen Sprachgebiets bemessen worden; vielmehr habe Heinrich I. nur deshalb jene fünf Stämme, nicht mehr und nicht weniger, zu seinem Reiche verbunden, theils weil diese Verbindung schon durch die karolingischen Reichstheilungen vorgezeichnet gewesen, theils weil die Grenzen der kirchlichen Sprengel diese Gruppirung definitiv befestigt hätten. Es sei also unbefugtes Uebertragen moderner Anschauungen in alte Zeiten, wenn man hier von der Wirksamkeit des Nationalitätsprincipes reden wolle.

An all diesen Thatsachen nun ist auch nach unserer Auffassung etwas Wahres, aber trotzdem ist die daraus gezogene Consequenz zu weit gegriffen und zu scharf formulirt. Daß den Deutschen in der frühern Zeit das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Nationalität fehlte, haben wir selbst auf das Bestimmteste betont, und werden also nicht behaupten, daß ein nicht vorhandenes Bewußtsein die Ursache großer Umwälzungen gewesen wäre. Es scheint uns vielmehr ganz naturgemäß, daß das Nationalgefühl überall erst dort in sich klar wird, wo die nationale Substanz durch eine entsprechende Staatsform eine feste und lebendige Vertretung erhalten hat, aber eben deshalb, setzen wir sogleich hinzu, hat auch jede Nationalität unaufhörlich den Trieb, sich eine solche Vertretung durch angemessene politische Organe zu verschaffen. Im Laufe der Völkerwanderung war dies noch nicht bei der Gesammtnation, wohl aber bei den einzelnen Stämmen geschehn, zum Theil in eigenthümlicher, von dem nächsten Nachbarn sehr abweichender Art. So fühlte sich jetzt der Bayer von dem Thüringer oder dem Sachsen viel bestimmter verschieden und geschieden, als dreihundert Jahre früher der Marcomanne von dem Hermunduren oder dem Cherusker. Als das Kaiserreich sie Alle und dazu noch so viel fremde Elemente zu einem Staatswesen zusammen band, mochte die Anschauung immer noch eine Weile auf dieser Stufe des Stammesgefühls verharren, und der Sachse noch keinen weitern Abstand

zwiſchen ſich und dem deutſchen Franken, als zwiſchen ſich und dem romaniſchen Aquitanen empfinden. Aber es konnte doch nicht fehlen, daß die Berührnng und Reibung aller dieſer Elemente den Blick nicht raſch und raſcher auch in weiterem Maaße aufgehellt hätte. Denn was man noch nicht wußte, war doch vorhanden; die Gemeinſamkeit des nationalen Stoffes, an die man noch nicht gedacht hatte, lebte doch in Blut und Sprache, in Neigung und Abneigung; und je ſtärker gerade dieſe Intereſſen bei der großen Erſchütterung des Kaiſerreichs in Frage kamen, deſto lebhafter mußte auch die Empfindung derſelben, mußte das gemeinſame Nationalbewußtſein werden. Wir bemerkten, wie ſchon unter Ludwig dem Frommen die rechtsrheiniſchen Deutſchen durchgängig dieſelbe Parteiſtellung gegen die imperialiſtiſchen Tendenzen inne hielten. Dann bei dem Bruderkriege zwiſchen den Söhnen Ludwigs ſehn wir, wie Ludwig der Deutſche mit den Vaſallen Karl des Kahlen den Bundeseid in romaniſcher, und Karl mit den Vaſallen Ludwigs in deutſcher Sprache wechſelt, wie alſo jede der beiden Maſſen ſich national geeinigt, ohne Rückſicht auf die kleineren Stammesunterſchiede fühlt. Nach vollzogener Theilung iſt in allen drei Reichen dieſelbe Verfaſſung, dieſelbe Kirche, dieſelbe Dynaſtie, und man könnte demnach vermuthen, daß in allen die gleiche politiſche Entwicklung Statt finden würde; nach Außen, wie Ficker ſelbſt bemerkt, iſt Süddeutſchland wie Italien von den Ungarn, Norddeutſchland wie Frankreich von den Normannen bedroht, ſo daß es faſt natürlich ſchiene, wenn jeder der beiden Theile ſich mehr an das Nachbarvolk, als an den nationalen Genoſſen hielte. Aber von alle dem tritt das Gegentheil ein. Nicht bei den Franzoſen, ſondern bei dem deutſchen Süden ſucht Sachſen und Franken die Hülfe gegen die Normannen, und nicht die Italiener, ſondern die Sachſen helfen den Süden gegen die Angriffe der Magyaren beſchirmen. Im Innern aber, wie verſchieden auch die ſächſiſchen und die bayeriſchen Zuſtände ſind, ſo deutlich tritt ſofort der Gegenſatz gegen Franzoſen und Italiener in der Geſammtentwicklung des Reiches zu Tage. Aus der Miſchung kirchlichen und politiſchen Weſens unter Karl dem

Großen ging bei den romanischen Völkern sofort ein starkes Uebergewicht der Geistlichen hervor; die Bischöfe waren die Lenker des Staates, die pseudoisidorischen Decretalen kamen in Umlauf, Papst Nikolaus I. kündigte die Ansprüche an, mit welchen zweihundert Jahre später der siebente Gregor die Welt erobern sollte. Bei den Deutschen dagegen fiel der leitende Einfluß unzweifelhaft in die Hand der weltlichen Magnaten; die Herzöge der einzelnen Stämme errangen sich eine fürstengleiche Stellung, die in Bayern selbst die Ernennung der Bischöfe in sich schloß; sie waren es, und nicht wie in Burgund die Prälaten, welche die Könige Arnulf, Konrad, Heinrich erwählten, und damit die Geschicke des Reiches vorwiegend bestimmten. Es ist gewiß, daß deshalb in Deutschland die Bischöfe keineswegs politische Nullen waren, so wenig wie in den romanischen Staaten die Herzöge; aber ganz unläugbar ist der vorwiegende und charakteristische Zug, welcher hüben und drüben in bestimmt entgegengesetzter Richtung hervortritt. Es zeigt sich also in den wichtigsten Erscheinungen neben und über der Besonderheit der einzelnen Stämme die Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit der deutschen Nation. Mochte es noch hundert Jahre dauern, ehe sie einen Namen bekam, und von sich und ihrem Wesen deutliche Vorstellung hatte; sie war nichts desto weniger vorhanden, in solcher Kraft und Rüstigkeit vorhanden, daß ihre Neigungen und Bedürfnisse zuletzt doch das allein entscheidende Maaß für alle Thatsachen und Möglichkeiten wurden. So scheint es uns nicht viel mehr als ein Streit um Worte, ob man in der Sprengung des Karolingerreichs eine Wirkung des Nationalitätsprincips, oder umgekehrt in der Auflösung des Kaiserthums erst die Vorbereitung nationaler Verbände sehn will: das Wesentliche ist, daß unsere gesammte Geschichte vom 9. zum 10. Jahrhundert eine Bewegung vom Weltreiche zum Nationalstaate, daß sie nicht allein das Werk dynastischer und kirchlicher Interessen, sondern durch und durch erfüllt mit dem Wirken und Wachsen nationaler Regungen ist.

Uebrigens ist hier eine allgemeine, für unsere ganze Frage entscheidende Bemerkung an ihrer Stelle. Was haben wir unter

dem nationalen Princip in der Staatenbildung zu verſtehen? Begreifen wir darunter jene enge Einſeitigkeit, in welcher man aus der Fülle der ſtaatenbildenden Kräfte einzig die Gemeinſamkeit der Sprache herausgreift, und jedem Menſchen in jedem Augenblick, ohne Rückſicht auf geſchichtliche Entwicklung, poſitive Rechte und öffentliches Gedeihn, die Befugniß zu willkürlicher Auflehnung gegen einen Herrſcher fremder Zunge beilegt? Dann allerdings hätte ein wiſſenſchaftlicher Gegner mit der Widerlegung leichtes Spiel. Denn es iſt nicht wahr, daß das einzige Merkmal und Palladium der Nationalität die Sprache; es iſt ebenſo wenig wahr, daß die Nationalität irgend wenn etwas Fertiges und Feſtabgeſchloſſenes ſei. Vielmehr iſt die Sprache nur ein einzelner Ausdruck des gemeinſamen Grundſtoffes, neben Recht und Sitte, neben Lebensweiſe und Geſchmack, neben Genußrichtung und Arbeit. Dieſer Grundſtoff iſt aber, nicht anders als die Perſönlichkeit des einzelnen Menſchen, von unverwüſtlicher Zähigkeit und zugleich in unaufhörlicher Entwicklung begriffen. Die Geſundheit des Volkes fordert gleich ſehr, daß man die Natur dieſes Kernes nicht gewaltſam zerſtöre, und daß man ihre lebendigen Wandlungen nicht gewaltſam hemme. Sie verträgt — und nach Umſtänden, ſie begehrt — die Aufnahme fremder Elemente; ſie fügt ſich den geſchichtlichen Einflüſſen: immer unter der Vorausſetzung richtigen Maaßes und angemeſſener Folge. Nicht weniger als die gemeinſame Sprache und Abſtammung bindet gemeinſames Geſchick, gemeinſames Wirken und Leiden die Menſchen zuſammen; die Mutterſprache und der Glaube der Väter, die geiſtige Begabung und die Art des Blutes ſind im allmählichen Gange der Geſchichte der Umwandlung, Miſchung und Erneuerung fähig. Immer aber, wie im einzelnen Menſchenleben der Mann nicht einen einzigen Zug ſeines Kindergeſichtes und doch die gleiche perſönliche Natur bewahrt, ſo zieht ſich durch allen Wechſel einer Volksgeſchichte dieſelbe nationale Perſönlichkeit, deren Sprengung mit der Vernichtung des Ganzen gleichbedeutend iſt.

Wenn wir alſo darthun werden, daß die Politik unſerer großen Kaiſer keine nationale geweſen, ſondern daß ſie das nationale In-

tereſſe ſtets dem Streben nach theokratiſcher Weltherrſchaft geopfert, ſo wird jetzt der Maaßſtab deutlich ſein, nach dem wir unſer Urtheil bilden. So wenig wir jene falſche Friedensliebe um jeden Preis, ebenſo wenig haben wir dabei die Einſeitigkeit der modernen Sprachentheorie im Sinne. Es iſt wieder nur eine ungehörige Verſchiebung der Frage, wenn die Gegner dieſe Dinge in die Discuſſion hineinziehn. Läge hier der Gegenſatz, um den es ſich handelt, ſo wäre es freilich nicht ſchwer, die Vorwürfe gegen die Kaiſerpolitik zu entkräften. Aber wie geſagt, dies iſt die Frage nicht. Vielmehr darauf kommt es an, ob das Programm der kaiſerlichen Potitik das Gedeihn der deutſchen Nation als höchſten Zweck in das Auge faßt, oder ob es den Beſtand unſeres Volkes nur als dienendes Mittel für die Zwecke eines weltumfaſſenden Ehrgeizes betrachtet, ob die Durchführung des kaiſerlichen Syſtems den Kern unſeres nationalen Lebens befruchtet und entwickelt, oder ob ſie denſelben zurückhält und beſchädigt, ob ſie den germaniſchen Trieb auf locale Selbſtſtändigkeit und den romaniſchen Gedanken einheitlicher Staatsgewalt in richtiges und organiſches Gleichgewicht ſetzt, oder ob ſie die deutſche Freiheit mit völliger Ueberfluthung durch romaniſchen Cäſarismus bedroht? Wie man ſieht, haben dieſe Fragen weder mit einer beſondern politiſchen Doctrin, noch mit ſpecifiſch modernen Liebhabereien das Mindeſte zu thun, ſondern beziehn ſich durchaus auf geſchichtliche und ſittliche Grundforderungen die zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich feſte Geltung haben, weil ſie alle nur verſchiedene Ausdrücke des ewigen Satzes ſind, daß die Pflicht jeder Herrſchaft das Wohl des ihr anvertrauten Volkes iſt.

Anfangs in der That nahm ſich das junge deutſche Königthum ſo aus, als gäbe es keine andere Richtſchnur ſeines Wirkens als den nationalen Gedanken im beſten Sinne. Der erſte Fürſt des ſächſiſchen Hauſes, König Heinrich I., genießt eines gerechten und in ſeltener Weiſe einſtimmigen Ruhmes. Er begann mit beſcheidenen Anfängen, als erwählter König allein der Franken und Sachſen. Gleich nach ſeiner Erhebung lehnte er die kirchliche Salbung ab; ein Schritt, der kaum eine andere Deutung zuläßt,

als daß er gleich äußerlich erklären wollte, er mache keinen Anspruch auf die priesterliche Herrscherstellung der römischen Kaiser, er wolle sich damit begnügen, ein König des deutschen Volkes zu sein. Darauf brachte er, mit Unterhandlung und Waffengewalt, die übrigen Stämme, Schwaben, Bayern und Lothringer zur Anerkennung seiner Monarchie; und so mäßig er in seinen oberherrlichen Ansprüchen auftrat, so erzielte er gerade dadurch den großen Erfolg, daß während seiner ganzen Regierung kein Aufstand noch Bürgerkrieg in dem bisher so wild zerrissenen Reiche vorkam. Fragt man nach den verfassungsmäßigen Rechten seiner Monarchie, so erkennt man leicht die große Schwäche derselben, die skizzenhafte Weise eines ersten Anfangs. Jeder Herzog huldigt ihm als seinem Senior oder Kriegsherrn, verspricht ihm Treue und Heeresfolge, bleibt aber seinerseits der Kriegsherr über die Einwohner des Herzogthums und selbstständig in der innern Verwaltung des Landes. Nur wo der König persönlich erscheint, ist er befugt, die Rechte des Herzogs über die Provinz für den Augenblick selbst auszuüben. Endlich besaß er nach damaliger Praxis durchgängig das Recht, erledigte Bisthümer zu besetzen, und damit den großen Einfluß des hohen Clerus nach seinem Sinne zu lenken. Allein so mäßig diese Kronrechte waren, so vermochte Heinrich ihre Anerkennung nur durchzusetzen, indem er in der Praxis den möglichst geringen Gebrauch von ihnen machte. Die Einsetzung der bayerischen Bischöfe überließ er freiwillig auf Lebenszeit dem Herzog des Landes. Sein persönliches Auftreten hat nach erlangter Huldigung Bayern niemals, Süddeutschland selten gesehn. Das auch in Schwaben und Lothringen mächtige Herzogsgeschlecht der Franken behandelt er mehr als Verbündeten, denn als Unterthan. Er schweigt dazu, wenn der Herzog von Schwaben auf eigene Hand ein Bündniß mit dem Burgunderkönig schließt, oder der Herzog von Bayern nach eigenem Beschlusse einen Kriegszug gegen Italien unternimmt. Seine eigenen glorreichen Kriege hat er fast ausschließlich mit dem fränkischen, sächsischen und thüringischen Heerbann geführt.

Diese Selbstbeschränkung war unter den gegebenen Verhältnissen nöthig, weise, heilsam; sie war es um so mehr, als Heinrich

es verſchmähte, nach karolingiſcher Weiſe den weltlichen Magnaten ein Gegengewicht in der geiſtlichen Ariſtokratie zu geben, vielmehr ſein Leben hindurch in der Geſinnung ſeines erſten Herrſchertages blieb, und trotz aller perſönlichen Andacht und Sorge für den kirchlichen Rechtszuſtand, dem Clerus keinen Machtzuwachs und keine Einmiſchung in die hohe Politik verſtattete. Was unter ſolchen Verhältniſſen ſeiner Stellung die wahre Stütze verlieh, war die Kraft und Ergebenheit ſeines ſächſiſch-thüringiſchen Heimathlandes. Dieſe zu ſtützen, zu mehren und zu entwickeln war er unaufhörlich bemüht; mit ihr hat er die Ungarn entſcheidend beſiegt, die Unterwerfung der Wenden und Böhmen begonnen, die Mark Schleswig gegen die Dänen hergeſtellt. Auf dieſem Gebiete bethätigte er, daß ſeine Mäßigung im Innern des Reiches die Frucht der Klugheit und nicht der Schwäche war, daß offene Auflehnung gegen ſeine Krone ebenſo gefährlich wie unmotivirt geweſen wäre. Nach Außen aber entwickelte er eine Politik, welche wiederum ebenſo beſonnen wie ehrenvoll war, gegen Dänen und Franzoſen die Rechte des Reiches mit ſiegreicher Vertheidigung ſchirmte, im Norden mit dem ſtammverwandten England feſte Beziehungen anknüpfte, die Südgrenze durch feſte Freundſchaft mit dem Könige von Italien deckte, und nach Oſten der kriegeriſchen Kraft und Coloniſationsluſt des Volkes ein weites und ergiebiges Feld eröffnete. Den ſichern Sinn für das praktiſch Erreichbare und Fruchtbare welcher die Seele aller realen Politik iſt, bewährte er nach jeder Richtung bis an das Ende ſeiner Tage: als er ſtarb, war Deutſchland überall im Aufblühen und Voranſchreiten begriffen, einig in ſich, überall geachtet, nirgendwo gehaßt, der mächtigſte Staat Europa's, und der Freiheit keines Nachbarvolkes gefährlich.

Es iſt überall in der Geſchichte etwas mißlich, zu erwägen, was in einer gegebenen Lage hätte geſchehen können; es iſt vor Allem mißlich für eine Zeit, wo unſere Kenntniß des politiſchen Details ſo fragmentariſch wie im 10. Jahrhundert iſt. Indeſſen einige Hauptpunkte treten auch hier in maſſiver Deutlichkeit hervor. Erforderlich war, wenn das Reich Beſtand haben ſollte,

ohne allen Zweifel eine ſtärkere Entwicklung der königlichen Gewalt. Des höchſten Preiſes werth iſt allerdings das richtige Urtheil König Heinrichs über den einzuſchlagenden Weg, ſo wie das politiſche Geſchick, mit dem er unter den größten Hinderniſſen ununterbrochen im Fortſchritt blieb. Aber er ſelbſt wäre gewiß der Letzte geweſen, ſein Werk für vollendet, die Verfaſſung für abgeſchloſſen, das Verhältniß der Krone zu den Provinzen für ein Bild normalen Gleichgewichtes zu erklären.

Wenn man nun aus den Tendenzen ſeiner Regierung einen Schluß auf die Maaßregeln verſucht, welche der Fortſchritt in derſelben Richtung herbeigeführt hätte, ſo erſcheint vor Allem nahe liegend eine weitere Entwicklung der norddeutſch-ſächſiſchen Macht; es zeigt ſich dann nöthig ein allmähliches Einſchieben königlicher Beamten und Vaſallen in das Gebiet der herzoglichen Gewalt; es ergibt ſich endlich das allgemeine Gebot planmäßiger, ſtufenweiſer, feſtbegränzter Ausdehnung. Nur ſo wäre es möglich geweſen, aus der Lockerheit und Unſicherheit des bisherigen Zuſtandes heraus auf den feſten Boden eines realen und geſchloſſenen Staatsweſens zu kommen, eines Staatsweſens, welches dieſen Namen durch die Löſung ſeiner Aufgabe, durch Beſchützung des individuellen Rechtes und Entfaltung der nationalen Wohlfahrt verdient hätte.

Aber ſchon der Sohn des Gründers, Otto der Große, war anderer Meinung. Den unter allen Umſtänden nöthigen Fortſchritt ſuchte er nicht auf dem Wege der nationalen, ſondern der erneuerten kaiſerlichen Politik.

Römiſches Kaiſerreich deutſcher Nation.

Es war eine imponirende Kraft und ein mächtiger Ehrgeiz, mit welchem König Otto der Große in die gährenden Verhältniſſe Europa's hinaustrat, und kaum die einheimiſchen deutſchen Factionen bewältigt, die politiſche Leitung des Welttheils an ſich riß. Ein Menſch zum Herrſcher geboren, erfüllt von Verſtand und Willenskraft, ungeduldig gegen jede Schranke und jeden Widerſtand, von Natur auf ernſte und große Gedanken gerichtet, durch eine ſtarke Religiöſität von aller gemeinen Selbſtſucht abgewandt, aber nur um ſo heftiger in ſeinem Ehrgeize geſteigert, der ihm als gottgeweihter Beruf erſchien. Er nahm die geiſtliche Salbung an; er ſetzte die Krone niemals auf, ohne zu faſten oder zu beten, aber wie er ſelbſt ſollten auch die Völker des Erdkreiſes vor dieſem heiligen Herrſcheramt ſich beugen.

Daß im Innern die Regierungsmittel ſeines Vaters nicht ausreichten, wurde ihm gleich zum Beginn ſeiner Regierung durch mehrere höchſt gefährliche Aufſtände eingeſchärft. Durchgreifend überall, beſchloß er auch hier auf das Gründlichſte zu ändern. Er begnügte ſich nicht damit, Sachſen zu ſichern und ſtreitfähig zu machen, zuverläſſige Männer in die andern Herzogsämter zu bringen, in jedem Herzogthum unter dem niedern Adel eine beſondere Royaliſtenpartei zu bilden. Vielmehr ſchritt er völlig aus dem Syſteme des Vaters hinaus, indem er, ſeiner kirchlichen Geſinnung entſprechend, durch ganz Deutſchland hindurch die Biſchöfe zu den wichtigſten Organen der Centralgewalt machte, ſich ihre Ernennung und Zuneigung ſicherte, und ſie dann mit Gütern, Rechten und Herrſchaften in fürſtlicher Freigebigkeit ausſtattete. So lenkte er in dieſem wichtigſten Verhältniß wieder völlig in

die Wege Karl des Großen zurück. Wieder verschmolz Staats- und Kirchenthum vollständig; wieder controlirten sich weltliche und geistliche Beamten gegenseitig; wieder arbeiteten sich Eroberung und Bekehrung in die Hände. Aufs Neue wurde die Kirche mit weltlichen Ehren und Genüssen, mit weltlichen Leidenschaften und Pflichten beladen, während die Staatsgewalt keine höhere Sorge als jene für die kirchlichen Angelegenheiten kennen durfte.

Diese Erneuerung des karolingischen Standpunktes machte bald genug ihre weiteren Consequenzen geltend. Kaum waren die innern Empörungen unterdrückt, so legte dieses kirchliche Königthum seinen herrschenden Einfluß nach rechts und links über die Nachbarlande. Die Zeit war günstig für ein deutsches Weltreich wie niemals früher oder später. Im Osten und Norden lagen die slavischen und scandinavischen Stämme, in halber Barbarei, in endloser Zersplitterung und Vereinzelung. Im Westen und Süden dehnten sich die Schwesterreiche der großen karolingischen Erbschaft aus, hinter Deutschland in dem Werke der politischen Einigung zurückgeblieben, zu gutem Theil in derselben anarchischen Parteiung begriffen, wie sie auch in Deutschland dreißig Jahre früher Statt gefunden hatte: überall waren freilich die Anfänge neuer Staatsordnung vorhanden, aber an keiner Stelle zu solcher Macht gediehen, wie sie zu erfolgreichem Widerstande gegen Otto's geniale Angriffskraft erforderlich gewesen wäre. Der König konnte also auf der einen Seite verfahren, wie die amerikanische Union mit den Stämmen der Rothhäute, auf der andern wie der erste Napoleon mit den Fürsten Italiens und Deutschlands. So wurden die Slaven bis zur Oder und Weichsel, es wurden die Böhmen, Polen und Dänen zur Anerkennung deutscher Lehnshoheit und zur Aufnahme deutscher Bischöfe genöthigt. In Burgund wurde durch Verständnisse mit den Adelsparteien und dann durch plötzlichen Angriff die schwache Monarchie gezwungen, aus der italienischen hinüber in die deutsche Vormundschaft zu treten. In Frankreich unterstützte Otto abwechselnd den karolingischen König gegen den Herzog Hugo Capet, und umgekehrt, verewigte damit planmäßig die Zerrissenheit und Schwäche des Reiches, und ließ sich endlich

ſelbſt von der Mehrheit der Magnaten die Huldigung leiſten. In Italien unterſtützte er gegen König Hugo einen Aufſtand des Markgrafen Berengar von Friaul, und erhob dann ſiegreichen Krieg gegen Berengar, nachdem dieſer die Krone für ſich gewonnen hatte. So weit auf dem europäiſchen Continente das lateiniſche Glaubensbekenntniß reichte, gab es kein Land, das nicht in irgend einer Form dem Herrſcherwillen Otto's ſeine Unterwerfung hätte darbringen müſſen, und ſchon im Jahre 951 hatte der König beſchloſſen, dieſem Verhältniß die entſprechende Form in der Herſtellung der Kaiſerwürde zu geben.

Er empfing in dieſem Augenblick eine dringende Mahnung, daß die Nation tief abgeneigt ſei, ihm auf den erſchöpfenden Wegen der Weltherrſchaft zu folgen. Sein eigner Sohn, ſein Schwiegerſohn, ſein erſter Reichsbiſchof traten zum Widerſpruch gegen die italieniſche Eroberung zuſammen, und die Hälfte des Adels und Volkes ſchloß ſich ihnen zum bewaffneten Aufſtande an. Otto aber war nicht zu beugen. Nach zweijährigem Kampfe wurde er der Empörung Herr, und ſandte darauf den unterworfenen Sohn wie zur Sühne hinaus zur Eroberung Italiens. Auch das brach ſeinen Willen nicht, daß Ludolf hier in frühzeitigem Tode zu Grunde ging; vier Jahre ſpäter führte der Vater ſelbſt zum zweiten Male die deutſchen Banner über die Alpen, verjagte den Berengar, ſetzte die italieniſche Krone ſich ſelbſt auf das Haupt und empfing zu Rom die kaiſerliche Würde. Nach kurzer Weile ging er daran, die Unterwerfung der Halbinſel durch die gänzliche Verdrängung der Byzantiner aus Unteritalien zu vollenden; dies aber war das Einzige, was ſeinem thatenreichen Leben nicht gelang. Sein Angriff wurde abgewehrt, und die alleinige Frucht des Verſuches war die Hand der griechiſchen Kaiſertochter Theophano für den jungen Otto II.

So war das römiſche Kaiſerreich deutſcher Nation gegründet. Der Kaiſer war König von Deutſchland, König von Italien, Lehnsherr der Wenden, Böhmen, Polen und Dänen, Mediator in Frankreich, Protector von Burgund. Otto I. hat ſein ganzes Leben an die Durchführung dieſer Dinge geſetzt, und keiner ſeiner

Nachfolger bis in das 13. Jahrhundert, ohne irgend eine Ausnahme, hat irgend einen dieser Ansprüche anders als im Falle des Zwanges durch Waffengewalt aufgegeben. Wie man hier sagen will, daß diese Herrschaft nicht auf ein Weltreich angelegt gewesen, oder daß sie nur gelegentlich durch den Ehrgeiz eines einzelnen Kaisers über ihre natürlichen Grenzen hinausgeschritten sei, dies, bekennen wir, ist uns völlig unverständlich. Es wäre Mißbrauch der Sprache, hierüber Erörterung zu pflegen. Man kann einem Manne nicht beweisen, daß es Tag ist, wenn er die Augen zudrückt, und dann behauptet, es sei dunkel.

Man sagt uns ferner, das neue Kaiserreich sei nicht bloß durch den geringen Umfang, sondern auch durch die Art seiner Verfassung von dem karolingischen verschieden gewesen. Dieses habe auf dem romanischen Staatsgedanken der Einheit, Centralisation und Einförmigkeit von oben herunter beruht, jenes aber sei nur eine schrittweise Erweiterung des deutschen Königreiches gewesen, wo man von unten herauf in die Höhe gebaut, jedem Theil seine innere Selbstständigkeit und damit dem Ganzen eine reiche Mannichfaltigkeit gelassen habe. So sei denn auch dieses mit Freiheit im Innern gesättigte Kaiserthum der Freiheit der Nachbarn niemals gefährlich geworden.

Auf den letzten Satz ist lediglich zu antworten, wo denn noch ein Nachbar existirte, den man hätte angreifen können, und nicht angegriffen hätte. Mit England war man verbündet; es verbot sich aber auch jeder Gedanke an eine Eroberung aus dem einfachen Grunde, den einmal in unserer Zeit ein deutscher Diplomat für die Langmuth des Bundestags gegen Britannien anführte: es war eben das Wasser dazwischen, und Otto der Große besaß keine Flotte. Von Rußland war damals noch nicht zu reden; Spanien war gar weit entfernt (und doch soll ein Nachfolger Otto's es zur Unterwerfung wenigstens ermahnt haben) — was denn blieb sonst noch von Europa übrig?

Was die innere Verfassung betrifft, so ist es sehr wahr, daß Otto I. keine so starken und durchgreifenden Herrscherrechte besaß, wie Karl der Große. Aber wie redete doch oben unser Gegner

über Karls System? „Es ist richtig, daß nicht alle Eigenthümlichkeiten im Staatsleben sich beseitigen ließen, es ist das vielleicht nicht einmal die bewußte Absicht Karls gewesen; aber sein ganzes Walten bewegte sich doch unzweifelhaft in dieser Richtung.“ Nun, eben dies paßt vollkommen auf Otto. Wie sein großer Vorgänger mußte er freilich an Adelsrechten und provinzialen Besonderheiten gar Vieles bestehen lassen, mußte es noch in höherem Grade als Karl. Aber daß sein ganzes Walten sich in centralisirender Richtung bewegte, hat er vom ersten bis zum letzten Tage gezeigt. Das Reich, die Nebenlande, die Eroberungen zusammen zu halten durch den überall gleichartigen kirchlichen Einfluß, durch das überall sich selbst gleiche Bisthum, das ist der herrschende Gedanke seiner Politik in Deutschland, wie in Slavien und Dänemark, in den italischen Provinzen, wie in den lothringischen und französischen Beziehungen. Was also von Besonderheit und Mannichfaltigkeit sich erhalten hat, ist nicht in Folge, sondern trotz des innern Systems des Kaiserreichs geblieben. Dafür ist, wie bei Karl dem Großen, nicht trotz, sondern vermöge der auswärtigen Kaiserpolitik die Macht des Adels und der Separatisten nur zu bald der Monarchie über den Kopf gewachsen.

Gehn wir nun die einzelnen Erfolge Kaiser Otto's durch, um die Brauchbarkeit, den Werth oder die Nothwendigkeit derselben für Deutschlands Gedeihn zu ermessen, so sind wir auch hier entfernt von jener sentimentalen Uneigennützigkeit, welche das Wachsthum des eignen Volkes dem Interesse der Fremden zu opfern bereit ist, so wie von dem carikirten Sprachenfanatismus, der trotz der größten geschichtlichen Thatsachen jede Art der Völkermischung für schädlich oder für unmöglich hält. Im Gegentheil wir freuen uns jeden wahren Vortheils, den unsere Kaiser der Nation erringen, und jeder Aneignung fremder Elemente, wenn sie unsere Macht verstärken ohne den Kern unseres Wesens zu beschädigen. Es scheint auch uns ein Zeichen von Schwäche, wenn ein großes Volk gar keinen Trieb zur Ausdehnung und gar keine Fähigkeit zu Annexionen hat. Aber es dünkt uns ebenso bestimmt eine Thorheit oder ein Vergehn, mit blinder Ehrsucht zusammen

zu ſchmieden, was nicht zuſammen gehört, und die äußere Erweiterung mit innerer Zerriſſenheit zu erkaufen. Mit einem Worte, man mag fremde Lande erobern, wenn man ſtark und klug genug iſt, daß im Laufe der Zeiten die bezwungenen Fremden zu wahren Volksgenoſſen werden. Es iſt nicht nöthig, daß in jedem Augenblicke alle Bürger demſelben Blute und derſelben Sprache angehören, aber die Geſammtheit des Reiches und das Verhältniß ſeiner Elemente muß ſo beſchaffen ſein, daß die Möglichkeit und die Tendenz zur Verſchmelzung und Einheit gegeben iſt.

Nach dieſen Sätzen ergibt ſich ſofort, daß die kaiſerlichen Eroberungen im Oſten den nationalen Intereſſen durchaus entſprachen. Denn der Erfolg hat es gezeigt, daß Deutſchland auf dieſem einſt germaniſchen, erſt neuerlich ſlaviſchen Boden feſt und bleibend Wurzel faſſen konnte. Es war nach Maſſe und Bildung ſtark genug, die unterworfene Bevölkerung entweder unſchädlich zu machen oder mit ſich zu verſchmelzen. Aus den von den Ottonen gelegten Anfängen hat ſich eine Verdoppelung des deutſchen Territoriums und der deutſchen Bevölkerung ergeben, welche in jeder Hinſicht als der größte Fortſchritt unſeres nationalen Wachsthums zu bezeichnen iſt.

Ungleich zweifelhafter erſcheint das Verhältniß bereits im Weſten. Niemand wird es läugnen, daß Deutſchland ein Intereſſe daran hatte, Frankreich nicht zu überlegener Macht heranwachſen zu laſſen. Niemand aber wird es auch verkennen, daß das von Otto gewählte Verfahren, die ſyſtematiſche Nährung des Bürgerkriegs, das berechnete Offenhalten aller innern Wunden, im höchſten Grade gehäſſig und mit irgend einem Gefühl von Recht und Sittlichkeit ſchlechterdings unvereinbar war. Es war das Syſtem der alten Römer gegenüber den griechiſch-macedoniſchen Staaten, das Syſtem des dritten Napoleon gegenüber den italieniſchen Parteien. Eine ſolche Haltung kann zuletzt keine andere Wirkung haben, als alle Fractionen des mißhandelten Volkes in einer einzigen gerechten Entrüſtung zu vereinigen, und damit den Eroberer zu unverhülltem Kampfe gegen die bedrängte Geſammtheit zu zwingen. Dann muß es ſich zeigen, ob das — überall unſittliche — Verfahren wenigſtens

den Ruhm überlegener Einsicht, kluger Berechnung, zutreffender Gewandtheit verdient. Ist der Eroberer im Stande, die unausbleibliche Consequenz seiner ersten Schritte zu ziehn, und mit der völligen Unterwerfung des gequälten Nachbarn zu enden, so mag er die Unsittlichkeit seines Beginnens mit dem Glanze des äußern Erfolges zu beschönigen suchen. Im entgegengesetzten Falle darf er sich nicht beklagen, wenn das geschichtliche Urtheil ihn nicht bloß eines ungerechten, sondern auch eines thörichten und selbstmörderischen Ehrgeizes schuldig erkennt. Eben diese Erfahrung aber hat bereits Otto's Enkel in der französischen Sache gemacht. Neun Zehntel des französischen Volkes rissen sich damals von dem deutschen Einfluß, und zugleich von der karolingischen Dynastie mit einmüthiger Heftigkeit los, und die deutsche Regierung, bei Weitem nicht stark genug, den Aufschwung mit Waffengewalt zu erdrücken, sah in einem Tage die Früchte fünfzehnjähriger Anstrengung, Listen und Sünden in Rauch aufgehn. Es zeigte sich, daß Otto's System nicht bloß ein Vergehn, sondern auch ein Fehler gewesen; es hatte Frankreich wirkungslos erbittert, und Deutschland ohne Nutzen eine Menge Blut und Geld und Kraft gekostet.

Das Abhängigkeitsverhältniß, in welches Otto das Königreich Burgund versetzte, hat neunzig Jahre später den deutschen König auf den burgundischen Thron geführt, und damit eine mehr als zweihundertjährige Personalunion beider Reiche bewirkt. Wir sehn ab von einem Argument, womit Ficker die Trefflichkeit dieser Erwerbung erläutert: der Besitz von Burgund sei nothwendig und unerläßlich gewesen, um den Besitz von Italien gegen die Franzosen zu decken — wir sehn davon ab, weil es doch gar zu napoleonisch ist, und mit demselben Grunde die Eroberung Frankreichs gefordert werden könnte, um Burgund, und Spaniens, um Frankreich zu sichern. Welchen Vortheil sonst in seinen innern Verhältnissen das deutsche Volk aus dem Besitze Burgunds, oder dieses aus seiner Unterordnung unter die deutsche Herrschaft gezogen, wird sich bei dem jetzigen Stande der Forschung nicht im Einzelnen ermitteln lassen: gewiß ist aber, daß die Schwächung Frankreichs viel sicherer und ohne jede Unrechtlichkeit und Gehässigkeit

erreicht worden wäre, wenn die deutſchen Kaiſer in ehrlicher Bundesgenoſſenſchaft die Conſiſtenz des burgundiſchen Königreiches geſtärkt hätten, anſtatt, wie ſie es gethan, zuerſt ein Jahrhundert hindurch Adel und Könige gegen einander zu hetzen, und dann durch ihre eigne, entlegene und ſchwache Herrſchaft das Land der Zerbröckelung entgegenzuführen, in der es endlich ſtückweiſe eine leichte Beute Frankreichs geworden iſt.

Der bleibende Erfolg hat alſo im ſlaviſchen Oſten die deutſche Eroberung trotz ihrer einzelnen Härten ratificirt. Im romaniſchen Weſten hat er Otto's Politik trotz ihrer augenblicklichen Triumphe zu raſchem und ſchmählichem Mißlingen verurtheilt. In Italien dagegen wurde das nächſte Ziel, die Kaiſerkrone erreicht und die einheimiſche Monarchie auf Jahrhunderte beſeitigt, ohne daß es jedoch der deutſchen Herrſchaft jemals gelungen wäre, im Lande feſten Fuß zu faſſen. Es kommt darauf an, welche Momente des Zuſtandes dieſes Ergebniß herbeigeführt haben.

Die Vertheidiger des kaiſerlichen Syſtemes ſind mit der Erklärung ſchnell im Reinen. Nach ihrer Meinung ſind die Italiener durch ihren unbändigen und leidenſchaftlichen Charakter zu jeder politiſchen Ordnung und Selbſtſtändigkeit ſchlechthin unfähig; ſie bedürfen einer fremden Leitung, und wären den Byzantinern oder Saracenen anheimgefallen, wenn Deutſchland ſie ſich ſelbſt überlaſſen hätte. Es iſt, wie man ſieht, genau dieſelbe Theorie, womit in unſern Tagen die ultramontane und reactionäre Preſſe die Fortdauer der öſterreichiſchen und clerikalen Mißregierung in Italien vertheidigt; nach ihrer Auffaſſung leidet das italieniſche Volk ſeit einem Jahrtauſend an einem unheilbaren Krankheitszuſtand, wobei nichts erſtaunlicher iſt, als die zähe Unverwüſtlichkeit des hoffnungsloſen Patienten.

Fragt man für das 10. Jahrhundert nach den Symptomen dieſes politiſchen Siechthums, ſo werden vornehmlich zwei Uebelſtände namhaft gemacht. Man citirt eine arge Ausgelaſſenheit in den geſchlechtlichen Verhältniſſen, wobei in erſter Reihe die Liederlichkeit einiger römiſchen Damen und der anſtößige Lebenswandel des lombardiſchen Clerus erſcheint. Sodann erinnert man an das

Wort des Biſchofs Liutprand, die Italiener ſuchten ſtets zwei Herren zu haben, damit einer ſie gegen den andern ſchütze, und weiß insbeſondere zahlreiche Fälle anzuführen, in denen eine italieniſche Partei zu jenem Zweck einen ausländiſchen Machthaber gegen die einheimiſche Regierung aufgerufen hat. An dieſen Thatſachen iſt kein Zweifel, und Gott bewahre uns, die ſittliche Verurtheilung derſelben mildern zu wollen. Aber von einer ſolchen Strenge bis zu dem Schluſſe, die Nation habe deshalb die Fähigkeit zur Selbſtherrſchaft eingebüßt und unwiderruflich der fremden Vormundſchaft bedurft, ſcheint uns der Sprung doch völlig halsbrechend. Wir hören von einigen liederlichen Fürſtinnen und Biſchöfen: was wiſſen wir denn irgend wie und wo von dem ſittlichen Zuſtand in der Maſſe der Bevölkerung? Wie viel Niederträchtigkeit erfahren wir nicht bei den Händeln des 10. Jahrhunderts von den franzöſiſchen Biſchöfen, und wie lächerlich würde vor den großen Thatſachen der Folgezeit ein jeder beſtehn, welcher demnach das franzöſiſche Volk als unfähig zur politiſchen Selbſtſtändigkeit hinſtellte? Oder ſechszig Jahre ſpäter meldet der deutſche Biſchof Thietmar, abgeſehn von den Mägden, pflegten die Frauen ſeiner Zeit Ehebruch zu treiben und wenn ihre Männer ſich darüber beſchwerten, dieſelben zu vergiften: die Anklage fällt wegen ihrer Allgemeinheit offenbar viel ſchwerer in das Gewicht als die Aergerniſſe der römiſchen Theodora und Marozia: aber mit welchem Hohne würde man den Schriftſteller bedecken, welcher deshalb die Fortdauer der deutſchen Selbſtſtändigkeit im 11. Jahrhundert für unbegreiflich erklärte?

Nicht viel anders ſcheint es uns mit jenem zweiten Vorwurf der politiſchen Unzuverläſſigkeit und Unbändigkeit zu ſtehn: er iſt bis zu einem gewiſſen Grade gegründet, aber er trifft die andern Nationen des karolingiſchen Länderkreiſes mit gleicher Schwere. So laut wie die franzöſiſchen Rebellen den deutſchen König, ſo laut rufen die deutſchen Empörer den franzöſiſchen Monarchen zu ihrer Beſchirmung gegen den nationalen Oberherrn herbei. Was Otto I. in dieſer Beziehung erlebt hat, wiederholt ſich bei ſeinem Sohne und Enkel, und zur Zeit Kaiſer Heinrich II. ſagt Thietmar,

daß die Helfer geſtorben ſeien, und die Gegner deſſelben nach auswärtiger Hülfe blickten, um ihm die Freiheit des Regierens zu nehmen und ſich die eigne Freiheit zu ſchützen. Zur Zeit des erſten Otto wurde nun der franzöſiſche Einfluß aus Deutſchland freilich abgewehrt, und ſtatt deſſen der deutſche tief nach Frankreich hineingetragen: kein Menſch aber wird deshalb auf den thörichten Schluß kommen, daß bei den Franzoſen das Nationalgefühl oder der politiſche Sinn weniger energiſch als bei den Deutſchen ſei, ſondern jeder wird auf der Stelle den richtigen Grund in der überlegenen Perſönlichkeit Otto's und der verkommenen Natur der letzten Karolinger erkennen. Wäre nur jene Neigung, zwei Herren zu haben, deren jeder den andern ohnmächtig mache, in Deutſchland einzig eine vorübergehende Schwäche des 10. Jahrhunderts geweſen: aber im 13. meldet ſie Biſchof Bruno von Olmütz dem Papſte faſt genau mit Liutprands Worten, und noch im 19. bildet ſie die officielle Theorie der Mittelſtaaten über die Nothwendigkeit zweier Großmächte im deutſchen Vaterland. Sollen wir deshalb uns ſelbſt als rettungsloſe Opfer der Fremdherrſchaft bezeichnen? oder wollen wir nicht lieber jenes Urtheil über die Italiener des 10. Jahrhunderts behutſamer faſſen? Das Letztere, dünkt uns, würde um ſo mehr geziemen, als gerade unſere Herrſcher es geweſen ſind, welche bei den Italienern jenen Factionsgeiſt mit allen Kräften genährt und verewigt haben. Wie der Franke Pippin die Conſolidirung des Longobardenreiches definitiv unmöglich machte, ſo gab Otto der Große auf Schritt und Tritt lange Jahre hindurch den einheimiſchen Widerſachern des König Hugo ſeine Unterſtützung: und wie wir früher bemerkten, daß vor der longobardiſch-byzantiſchen Doppelherrſchaft in Italien keine Spur jener factiöſen Unbändigkeit erſcheint, daß alſo die Verantwortung derſelben nicht auf dem italieniſchen Volke, ſondern auf den Gegnern der Longobardenkönige laſtet, ebenſo müſſen wir hier darauf beſtehn, daß die Eingriffe Otto's die Schwere dieſer Verantwortung erneut und verdoppelt haben. Wenn die kaiſerlich königlichen Hofhiſtoriographen von der politiſchen Krankhaftigkeit der Italiener reden, ſo liegt hier wenn irgendwo der Fall vor,

daß die Aerzte den Patienten erſt vergiftet haben, um ihn dann unter ihre Behandlung und ſeine Güter unter ihre Verwaltung zu nehmen.

Wir kommen alſo zu dem Schluſſe, daß die ſittliche Verwilderung und adliche Unbändigkeit jener Zeit nicht ausreicht, um die Verſchiedenheit der Schickſale, welche Italien, Frankreich und Deutſchland im 10. Jahrhundert erlebten, geſchichtlich zu erklären. Denn an jenen Schäden und Sünden hatten ſie Alle ihren reichlichen Theil; die allgemeine Anarchie, welcher ſeit dem Vertrage von Verdun die karolingiſchen Reiche anheimgefallen, hatte überall den Sinn für Recht und Ordnung und Sitte gelockert, überall auch den Trieb zur politiſchen Herſtellung erweckt, überall aber die Bahn der Entwicklung mit ſchweren Gefahren umringt. Deutſchland hatte das Glück, daß früher als in einem der Nachbarländer ein ſchöpferiſch-ordnender Geiſt wie jener Heinrich I. die Leitung ergriff, und das Werk der nationalen Gründung befeſtigte, ehe die Nachbarn die Kraft zu ſtörender und ſchädlicher Einwirkung gewonnen hatten. Als dann Otto der Große die neu geſammelte Macht zur Ausdehnung nach allen Seiten benutzte, wurde ſchon dadurch die Löſung der nationalen Aufgabe für die romaniſchen Reiche viel ſchwieriger, als ſie es in Deutſchland geweſen war, und was ſie dann in Frankreich trotz aller Hinderniſſe endlich zu vollem Gelingen, in Italien dagegen zu langem Erliegen brachte, war wieder nicht eine tiefe Verſchiedenheit des Nationalcharakters, ſondern vor Allem die Haltung des einflußreichſten der damaligen Stände, des Clerus.

Wir ſahen früher, daß die longobardiſchen Könige in ihrem Streben auf die Einigung Italiens vor Allem an dem römiſchen Papſtthum ſcheiterten, auf deſſen Anrufen die entſcheidende fränkiſche Intervention erfolgte. Allerdings war die nächſte Wirkung der letztern nicht die in Rom erwünſchte: ſtatt einer gedoppelten und deshalb ſchwachen Herrſchaft erhielt man das mächtige Regiment Karl des Großen. Allein ſchon unter dem Sohne und noch unter den Enkeln deſſelben traten die ärgſten Spaltungen ein, und ſofort erhob Papſt Nikolaus I. den wohlvorbereiteten Anſpruch auf die erſte Stelle in dem ganzen Umfang des Welt-

reiches. Nicht gegen Fleisch und Blut, sagte weiterhin Papst Johann VIII., haben wir zu kämpfen, sondern gegen die Könige und Machthaber. In Italien trat der Natur der Sache nach diese Forderung am schneidendsten hervor. Die Päpste waren fort und fort bemüht, keine weltliche Herrschaft über Italien zu bleibender Festigkeit und Vollständigkeit gelangen zu lassen. Gegen den Herzog Berengar von Friaul unterstützte Papst Stephan V. den Grafen Guido von Spoleto und krönte ihn 891 zum Kaiser; als dann aber dieser nach allen Seiten seine Anerkennung durchsetzte, rief Papst Formosus gegen ihn den deutschen Arnulf in das Land, welcher nach zwei Angriffen 896 alle Gegner überwältigte, Rom erstürmte, sich den Kaisertitel errang, und gleich darauf erlebte, daß Papst Stephan VI. auf's Neue zur spoletinischen Partei übertrat. Bald nachher gelang es dem Herzog Berengar, die Oberhand zu gewinnen, und sich unter wechselnden Schicksalen eine Reihe von Jahren zu behaupten, bis eine Partei des lombardischen Adels den König Rudolph von Hochburgund gegen ihn aufrief, und der massenhafte Uebertritt des oberitalischen Clerus den Sieg des fremden Herrschers entschied. Aber es dauerte nicht lange, so schien auch Rudolfs Macht zu gefährlich: mit dem Erzbischof von Mailand war es wieder der Papst[1]), welcher 926 gegen Rudolph einen neuen Prätendenten, den König Hugo von Niederburgund aufstellte. In ihm hatten allerdings die kirchlichen Machthaber sich gründlich geirrt; er hatte den Willen und die Kraft, ein wirklicher König zu sein, und wenn er in den zerrütteten Verhältnissen eine oft grausame Strenge entwickelte, so setzte er es doch für mehrere Jahre durch, daß seinen Befehlen mit Zittern gehorcht wurde. Damit aber war auch die Feindschaft Roms gegen ihn entschieden. Es herrschten dort mit unumschränkter Gewalt Papst Johann XI. und dessen Bruder Alberich; sie vertrieben den König aus der Stadt, und setzten sich, als er sie hart und härter bedrängte, zu seinem Sturze mit dem deutschen König Otto in Verbindung. In diesem Bündnisse kam, wie wir

[1]) Liudpr. antapod. III., 12, 16.

wiſſen, zunächſt Berengar II. von Friaul als deutſcher Vaſall zur italieniſchen Krone; aber auch er hatte kaum ſechs Jahre regiert, als Papſt Johann XII. mit ihm zerfiel, und wiederum den deutſchen König zu ſeinem Sturze und zur Erlangung der Kaiſerkrone nach Italien entbot. Die Biſchöfe waren mit Freuden bereit, ſich einem Monarchen anzuſchließen, welcher überall in ſeinen Provinzen das Bisthum zum reichſten und mächtigſten Organ der Staatsgewalt erhob: auf der Anhänglichkeit des höhern Clerus beruhte ſeitdem die kaiſerliche Herrſchaft über Italien noch mehr als auf der Wucht der deutſchen Waffen.

Es zeigt ſich alſo in Italien die Curie und der Clerus ununterbrochen als eifriger Gegner der nationalen Einigung und der einheimiſchen Monarchie, während gerade umgekehrt in Deutſchland und Frankreich die Biſchöfe ſeit dem Sturze des Karolingerreiches durchgängig die nationale Centralgewalt gegen die Uebergriffe des weltlichen Adels und den Abſonderungstrieb der einzelnen Provinzen zu unterſtützen ſuchen. Ohne die vorausgegangene Thätigkeit der deutſchen Prälaten wäre nach allem menſchlichen Ermeſſen die Regierung Heinrich I. gar nicht möglich geweſen. Als in Frankreich ein halbes Jahrhundert ſpäter Hugo Capet ſich im Gegenſatze gegen die deutſche Hegemonie erhob, ſah der weltliche Adel zum großen Theile in gleichgültiger oder feindſeliger Unthätigkeit zu, die Biſchöfe aber ſchaarten ſich um den König mit energiſcher Einmüthigkeit, und waren zu Gunſten der nationalen Sache ebenſo bereit, dem Papſte wie dem Kaiſer den Gehorſam zu kündigen. Wer ſich die mittelalterlichen Zuſtände jemals vergegenwärtigt hat, weiß die Bedeutung eines ſolchen Verhältniſſes zu würdigen. Der Clerus bildete durch ſeine äußere Stellung den wichtigſten Theil der Ariſtokratie, und übte durch ſein geiſtliches Amt einen allgegenwärtigen Einfluß auf die Volksmaſſen: wo er nicht durch innere Zerwürfniſſe ſich ſelbſt ſchwächte, gab es Niemand, der ein ähnliches Gewicht in die Wagſchale zu werfen vermocht hätte. Es war das Heil Deutſchlands und Frankreichs, daß in jener entſcheidenden Zeit das Intereſſe ihrer Biſchöfe in die nationale und patriotiſche Bahn gelenkt; es war das Un-

heil Italiens, daß durch die eigenthümliche Stellung der römischen Curie die Kirche des Landes in offenen Widerspruch gegen das nationale Interesse versetzt wurde.

Wir gelangen also im Wesentlichen zu demselben Ergebniß wie in der karolingischen Zeit. Zum zweiten Male wurde die nationale Selbstständigkeit und Einheit Italiens durch die Thätigkeit und zum Besten der päpstlichen Herrschaft verhindert. Die Vertheidiger der victrix causa, nicht im Stande, die Thatsache völlig zu verbergen, suchen sie dann zum Besten zu wenden, und preisen das Kaiserthum unter anderm auch deshalb, weil Otto und seine Nachfolger die Päpste aus den unwürdigen Fesseln der römischen Adelsfactionen befreit und ihnen eine breite und würdige Stellung verschafft hätten. Nur dadurch, lassen sie erkennen, sei es möglich geworden, daß die römische Kirche ihre große geistliche Aufgabe in Europa gelöst hätte.

Wäre es wahr, so würde auch hier wieder die Bemerkung gelten, daß es eine entsetzliche Kirche wäre, welche zu ihrem Bestehn den Ruin ihres heimischen Landes bedürfte. Aber auch hier stehn die Thatsachen mit jener Voraussetzung im offenen Widerspruch. In den fünfzig Jahren vor Otto dem Großen herrschte in Rom allerdings eine wilde und oft völlig wüste Anarchie, ein viel schlimmerer und schimpflicherer Zustand, als er unter einem nationalen Königthum denkbar gewesen wäre. Aber sogar dieses Allerschlimmste war ohne schädliche Folgen für die Verfassung der abendländischen Kirche, ja auch nur für das kirchliche Ansehn der Päpste. Giesebrecht selbst, der beinahe andächtige Bewunderer der kaiserlichen Größe, kann nicht umhin es anzuerkennen: die Autorität des Stuhles Petri, sagt er[1]), war mit nichten in ihrem Grunde erschüttert, sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, „auf fast wunderbare Weise" erhalten. Die Curie bezog damals regelmäßiger als je den Peterspfennig von England, gab Entscheidungen nach Spanien und Afrika, empfing huldigende Gesandtschaften aus Aegypten und Jerusalem. In den schlimmsten Zeiten des rö-

[1]) Kaiserzeit I, 695.

miſchen Factionsweſen traten päpſtliche Legaten mit völlig entſcheidendem Anſehn in den franzöſiſchen Händeln auf; aus dem ganzen Abendlande holte jeder Erzbiſchof mit ſchweren Koſten ſein Pallium in Rom. Dieſe „faſt“ wunderbare Erſcheinung erklärt ſich aus dem ſehr natürlichen Umſtande, daß das kirchliche Anſehn des Papſtes mit ſeiner territorialen Stellung gar nichts zu thun hatte, ſondern auf der religiöſen Ueberzeugung der Völker beruhte, er ſei der allgemeine Biſchof, könne den kräftigſten Segen ertheilen, und die wirkſamſte Sündenvergebung ſpenden. Dieſe Ueberzeugung blieb unberührt, mochte in Rom eine Theodora oder eine Marozia das Regiment führen, und nichts iſt deutlicher, als daß ſie noch weniger mit dem Beſtand einer geordneten und nationalen Monarchie Italiens in Widerſpruch geſtanden hätte. Eine ſolche war allerdings unverträglich mit einem Papſtthum, welches Politik treiben, Könige ein- und abſetzen, das äußere wie das innnere Leben der Völker beherrſchen wollte: dem religiöſen Anſehn aber der römiſchen Kirche, welches nicht einmal durch die Scheußlichkeiten des römiſchen Hurenregiments alterirt wurde, hätte es nicht den mindeſten Schaden gethan.

Doch denke man hierüber wie man wolle. Dieſe zuletzt beſprochenen Punkte, die angebliche Unfähigkeit der Italiener zur Selbſtſtändigkeit, und die angebliche Nothwendigkeit des Kaiſerthums für die katholiſche Kirche, dieſe Dinge haben für die Vertheidiger der kaiſerlichen Politik ein viel größeres Intereſſe als für uns. Denn Otto's Weltherrſchaft iſt ſchon vom europäiſchen Standpunkt aus gerichtet, wenn ſich ihre Nothwendigkeit für Italien und die Kirche nicht erhärten läßt. Umgekehrt aber, würde ein ſolcher Beweis eben ſo ſicher geführt, wie er nach unſerer Ueberzeugung ganz ſicher niemals erbracht werden wird, ſo wäre damit für die deutſche Seite der Sache noch nichts gewonnen. Für uns handelt es ſich in erſter Linie nicht um die Frage, welchen allgemeinen oder idealen Werth die Aufgabe gehabt, an welche die Ottonen ihre und Deutſchlands Kräfte geſetzt, ſondern lediglich darum, ob dieſe Beſtrebungen, ſeien ſie nun für Europa nützlich oder ſchädlich, das Gedeihn Deutſchlands befördert oder zerſtört

haben. Offenbar könnte die Aufgabe an ſich ſehr herrlich und edel, und doch die Behauptung richtig ſein, daß Deutſchland ſich an derſelben in der elendeſten Weiſe verblutet hat. Möchten die Italiener der politiſchen Erziehung, die Päpſte einer befreienden Unterſtützung noch ſo bedürftig geweſen ſein: ohne Zweifel iſt es doch die erſte Pflicht eines deutſchen Monarchen, ſich zunächſt um die Wohlfahrt des deutſchen Volkes, und nur ſo weit es hiemit verträglich iſt, um die Erziehung der Päpſte und der Italiener zu kümmern. So iſt denn auch für uns die Schluß- und Hauptfrage die, welche Folgen die Kaiſerpolitik für das deutſche Reich gehabt hat; es iſt gut, daß wir hier nicht bloß wie oben Möglichkeiten zu erörtern, ſondern eine dichte Reihe unzweifelhafter Thatſachen vorzuführen haben.

Die Thätigkeit Otto des Großen reichte, wie wir ſahn, von der Seine bis zur Weichſel, von der Eider bis zu den Abruzzen. Er führte Kriege gegen die Dänen in Schleswig, die Slaven an der Oder, die Burgunder an der Rhone, die Byzantiner am Garigliano. Es gelang ſeiner gewaltigen Natur, mitten unter großen innern Kämpfen dieſer zahlreichen Aufgaben Herr zu werden. Es gelang ihm, wie es dem erſten Napoleon eine Zeitlang gelungen iſt, gleichzeitig an der Guadiana und der Donau zu ſiegen. Indeſſen die Schwierigkeiten zeigten ſich ſchon bei ſeinen Lebzeiten. In Italien lag das Verhältniß anders als bei den Slavenſtämmen. Die Deutſchen hatten durch Staatskunſt und Waffengewalt das Land unterworfen, aber ſie hatten weder die Kraft, das Volk gegen deſſen Willen zu germaniſiren, noch auch die Hoffnung, es in freier Sympathie dem Reichsverbande ſich innerlich anſchließen zu ſehn. Für den einen Weg wäre es nöthig geweſen, Italien mit deutſchen Beamten und Geiſtlichen, mit deutſchen Beſatzungen und Coloniſten zu erfüllen, eben wie man damals in den ſlaviſchen Landen mit den größten Erfolgen den Boden bedeckte. Daran aber war entfernt nicht zu denken; es fehlte dazu dem dünn bevölkerten und finanziell unentwickelten Reiche an allen Mitteln. Der andern Möglichkeit ſtellte ſich einerſeits das ausgeprägte Nationalgefühl der Italiener und ihre den Deutſchen vorausgeeilte Bildung auf das Schroffſte entgegen; wenn der Deutſche ihnen Ausſchweifungen

und Unzuverläſſigkeit vorwarf, ſo gaben ſie ihm Haß und Verachtung wegen Rohheit, Plumpheit und Völlerei zurück. Andererſeits war es die päpſtliche Politik, welche den deutſchen Herrſchern jetzt genau dieſelbe Erfahrung bereitete, wie allen frühern Königen Italiens. Johann XII. hatte Otto den Großen nur zum Sturze Berengars, nicht aber zur Gründung einer eigenen Staatsgewalt gerufen, und begann den Hader gleich nach der Kaiſerkrönung. Dieſe Wendung erſchien in ewiger Wiederholung während jeder Regierung; immer deutlicher trat das Syſtem hervor, in welches die Curie die Kaiſermacht über Italien einzuzwängen dachte. Der Kaiſer war willkommen, wenn er ſich in Italien mit dem Ruhm begnügte, alle Feinde des Papſtes zu demüthigen; in dieſem Falle mochte er über die Lombardei ſo viel Einfluß haben, daß ihm die Straße nach Rom offen ſtand, im Kirchenſtaate ſelbſt aber mußte er nicht herrſchen wollen, und damit er gar nicht in Verſuchung dazu käme, auch Unteritalien in ſeiner Selbſtſtändigkeit belaſſen. So war die Curie der permanente Bundesgenoſſe des Kaiſerthums, ſo weit es ſich um Erdrückung jedes dritten Machthabers, und das permanente Hinderniß auf dem kaiſerlichen Wege, ſobald es ſich um des Kaiſers eigne, bleibende, geordnete Herrſchaft handelte. War es ein Wunder, daß unter ſolchen Verhältniſſen ein politiſcher Abſchluß, eine fruchtbare Ruhe ſchlechterdings nicht entſtehn wollte? daß jene üblen Seiten des italieniſchen Volkscharakters ſich immer üppiger und ausſchließlicher entwickelten? daß die deutſche Herrſchaft niemals den Charakter einer ordnenden und ſchöpferiſchen Verwaltung gewann? Sie erſchien vielmehr ſtets nur gelegentlich und in kriegeriſcher Geſtalt, wenn der Kaiſer einmal ein deutſches Heer über die Alpen führte; ſie griff dann meiſt hindernd und ſtörend in die mittlerer Weile erwachſenen Zuſtände ein, mußte jedes Gebot mit der Schärfe des Schwertes durchſetzen, und hatte ſelbſt das von Otto angeregte Standesintereſſe der Biſchöfe nur eine Zeit lang zur Stütze. Mit einem Worte, die deutſche Herrſchaft über Italien blieb eine ununterbrochene kriegeriſche Action. Nun ermeſſe man, was es für Deutſchland bedeutete, den ewigen Kriegsſtand gleichzeitig an der Eider und Oder,

wie in Lombardien und Apulien fortzuführen. Nach Maßgabe der Hülfsquellen, der Streit- und Geldkräfte, der spärlichen und schwierigen Verkehrsmittel war die Last für die Nation nicht weniger erdrückend, als für das moderne Frankreich Napoleons gleichzeitige Kriege um Madrid und Moskau. Dort wie hier folgte die Katastrophe der Ueberhebung auf dem Fuße.

Otto II. schritt mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf der Bahn des Vaters vorwärts. Er blieb vor Allem bei jenem kaiserlichen Regierungssystem, der Verwendung kirchlichen Einflusses zu politischen Zwecken: das Erzbisthum Magdeburg hatte seine Suffragane in den wendischen Marken und den polnischen Provinzen, Hamburgs Mission erstreckte sich über das ganze dänische Reich; Mainz bewirkte die Errichtung von Bisthümern in Böhmen und Mähren, und alle diese Geistliche waren ebenso viele wirkende Organe der kaiserlichen Hoheit in den umgebenden Vasallenstaaten. Der junge Kaiser erklärte 980 mit Stolz, daß er bereits seine Macht über die Grenzen der väterlichen Herrschaft hinaus erweitert habe. Er faßte darauf den Gedanken, Italien und Deutschland zu einem einzigen Reiche zu verbinden, und mit dessen Kräften die Eroberung Apuliens und Siciliens zu vollenden. An diesem Punkte aber brachen die weltumspannenden Träume in furchtbarer Katastrophe zusammen; 982 erlitt der Kaiser gegen die vereinten Kräfte der Griechen und der Araber die blutige Niederlage von Cotrone, und dieser eine Schlag reichte hin, die tiefe Unsicherheit des glänzenden Gebäudes an den Tag zu bringen. Während Otto mit eigensinnigem Ehrgeiz an der italienischen Aufgabe sich abmühte, erhoben sich auf die Kunde seiner Verluste die Slaven und Dänen in heftigem Aufstande, und die geschwächte Kraft der Sachsen war nicht im Stande, die Empörung nieder zu werfen. Otto starb im ersten Mannesalter an den Folgen der Aufregung und Anstrengung; es folgte eine lange vormundschaftliche Regierung und ein heftiger Streit um den Thron, bei dem Böhmen so gut wie selbstständig wurde, Friesland in seiner nordischen Kriegsnoth sich einen Herzog auf eigene Hand erwählte, Bayern bald nachher einen Herzog, nicht durch königliche Ernennung, sondern durch Wahl der

Großen erhielt, Frankreich endlich ſich definitiv der deutſchen Einmiſchung entzog. Der Ehrgeiz, welcher die deutſchen Waffen nach Italien geführt hatte, warf alſo die deutſche Coloniſation im Oſten um zwei Jahrhunderte zurück und richtete die deutſche Hegemonie im Weſten zu Grunde. Das Haſchen nach dem Glanze kaiſerlicher Weltſtellung drohte der deutſchen Monarchie die wichtigſte Errungenſchaft über die provinzialen Beſonderheiten wieder zu entziehn. Der zu ſtark geſpannte Bogen war gebrochen, der Rückſchritt auf allen Gebieten unverkennbar. Und als nun Otto III., der Sohn der griechiſchen Theophano, zu ſelbſtſtändigen Jahren kam, auf welchem Wege ſuchte er das Reich zu kräftigen? Sein ganzes Streben ging darauf, die ihm angeſtammte ſächſiſche Rohheit, wie er ſich ausdrückte, vergeſſen zu machen, mit römiſcher Bildung ſein Weſen zu erfüllen, die Verwaltung ſeines Hofes und Reiches nach byzantiniſchem Muſter zu modeln. Wie die Neigungen ſeines Herzens vom Deutſchen hinweg zum Römiſchen, ſo ging die Richtung ſeines Handelns vom Politiſchen hinweg zum Kirchlichen. Sein Leben verfloß ihm in andächtiger Begeiſterung und Zerknirſchung. Er pilgerte von Rom hinüber zu heiligen Einſiedlern im Apennin, zog dann nach Gneſen zum Grabe des heiligen Adalbert und eilte von dort nach Aachen an die Gruft des heiligen Kaiſer Karl. Sein Ziel faßte er in das Wort zuſammen: Erneuerung des römiſchen Reiches. Hätte ihn, zu ſeinem und unſerm Glück, nicht ein früher Tod hinweggenommen, er würde alle Kraft daran geſetzt haben, das „rohe“ deutſche Weſen von der Welt zu vertilgen. Sein Vetter Heinrich II., der ihm in der Königswürde nachfolgte, fand denn die deutſche Monarchie ungefähr auf dieſelbe kümmerliche Lage zurückgebracht, aus der ſie achtzig Jahre früher der erſte Heinrich emporgehoben. Im Innern war die Sicherheit der königlichen Erbfolge, und damit die Feſtigkeit der monarchiſchen Gewalt und der nationalen Einheit verloren: Heinrich hatte ſich mit zwei andern Thronprätendenten auseinander zu ſetzen, mußte ſeine Erwählung bei einer Provinz nach der andern erwirken, und um die Reichsregierung führen zu können, den Fürſten und Herren eine ſtete Theilnahme an derſelben gewähren. Zur

Stärkung seiner Macht und zur Vertretung der Reichseinheit hatte er kein anderes Mittel als seine Vorgänger, die Basirung der Reichsverwaltung auf die Bischöfe, die er ernannte, mit ganzen Grafschaften belehnte und mit den wichtigsten politischen Geschäften beauftragte. Nach Außen war er nicht im Stande den drohenden Aufschwung des dänischen Reiches und die Unterjochung des befreundeten England durch König Kanut zu hindern; er mußte dem gewaltigen polnischen Kriegsfürsten Boleslav nach langen Kämpfen Mähren und die Lausitz und den herrschenden Einfluß im Slavenlande abtreten, und einen Frieden schließen „nicht wie er sich ziemte, sondern wie er zu haben war". In Italien behauptete sich vierzehn Jahre lang ein einheimischer Gegenkönig; als er den wiederholten Anstrengungen Heinrichs endlich erlegen war, nahm der Kaiser die Versuche der Ottonen gegen Unteritalien wieder auf, eroberte einige Bezirke, mußte aber nach solchen Verlusten, daß er von 60,000 Mann nur ein kleines Gefolge zurückbrachte, auf Apulien und Calabrien verzichten.

Ziehen wir hier am Ende unserer ersten Kaiserdynastie die Summe, so erscheint die innere Unhaltbarkeit des Systems ebenso deutlich wie die tragische Zähigkeit, mit der unsere Regenten alle Hauptpunkte desselben zu behaupten trachten. So colossal das Gebäude des ersten Otto war, so heftig strebt jeder Nachfolger dasselbe zu erweitern, und so sicher ist am Schlusse jeder Regierung eine neue Einbuße erkennbar. Die Nation wendet sich davon hinweg; in Italien, sagt Thietmar mit großem Unbehagen, liebt uns niemand, und Viele der Unsern sterben dort an Gift. Die Abneigung gegen diese Züge prägt sich allmählich zu dem Rechtssatze aus, daß jeder Vasall zum Kriegsdienste für die Erlangung der Kaiserkrone, aber nach geschehener Krönung nicht weiter verpflichtet ist: man will etwas für die ehrende Decoration, aber gar nichts für die wirkliche Beherrschung der Fremden thun. Unterdeß kreuzt und zerstört den Kaisern ein ehrgeiziger Plan den andern; man hätte die Wenden unterworfen, heißt es heute, wäre nicht in Italien ein Unglück vorgefallen; man wäre mit den Italienern fertig geworden, klingt es morgen, hätten sich nicht die

Polen gottloſer Weiſe aufgelehnt. Ueber all dieſen auswärtigen Sorgen geht Kraft und Zeit verloren, die nationale Staatsgewalt im Innern zu organiſiren; Fürſten und Grafen thun Schritt auf Schritt, die Monarchie der Erblichkeit zu entkleiden, die eigenen Aemter aber zu erblichem Eigen zu gewinnen. Einige unter den modernen Bewunderern der Kaiſerpolitik erheben ſich, der Natur und der Geſchichte zum Trotz, bis zu dem kühnen Satze, daß ein freies Volk auch erobern müſſe, daß Herrſchſucht nach Außen und Freiheit im Innern ſich wechſelſeitig bedingten: wir ſehn an dieſer Stelle, in welcher Beziehung dieſer Aberwitz für Deutſchland eine tragiſche Wahrheit gehabt hat. Wohl hat die kaiſerliche Eroberungspolitik an Einer Stelle politiſche Freiheit erzeugt, auf Koſten der Krone und des Volkes die Freiheit der Fürſten und Herren, welche ſchon damals anfängt, die Bauern zu Hörigen zu machen und die Leibeigenen wie eine Heerde zu verkaufen, welche ſchon damals auf ſyſtematiſche Schwächung der Monarchie und dynaſtiſche Ausbeutung der Nation ſinnt. So ſieht ſich das Königthum immer ſtärker auf den kirchlichen Beſtandtheil des kaiſerlichen Amtes gewieſen; die Biſchöfe ſind, wahrlich nicht zum Vortheil ihrer ſeelſorgeriſchen Pflichten, faſt die einzigen wahren Beamten des Reiches geworden, und nichts iſt gewiſſer, als daß das Reich vollkommen zerſprengt ſein wird, wenn auch ſie einmal aus der königlichen Leitung emancipirt oder von einer andern Gewalt in Pflicht genommen werden. Schon jetzt aber wird eine ſolche Emancipation in den täglich wachſenden Kreiſen der Cluniacenſer Mönche gefordert, und in der Anlage und den Anſprüchen völlig fertig, ſteht jene andere Gewalt in der römiſchen Curie dem Kaiſerthum zur Seite. Und trotz alle dem ſind die Aebte von Clugny fort und fort die einflußreichſten Männer im kaiſerlichen Rath, und um den Papſt befreiend zu ſchützen und ſchützend zu beeinfluſſen, führt jeder unſerer Kaiſer die Tauſende deutſcher Männer zum Opfer in das haßerfüllte Italien hinüber.

Noch einmal tritt eine kurze und halbe Wendung ein. Auf Heinrich II. folgt das robuſte Geſchlecht der ſaliſchen Kaiſer, und einen Augenblick nimmt mit dem feſten und praktiſchen Weſen

Konrad II. die kaiſerliche Politik eine ſcharf ausgeprägte realiſtiſche Richtung. Dieſem Fürſten imponirt und gefällt nichts als die greifbare und erreichbare Macht. Was mehr koſtet als nutzen kann, wirft er kalten Blutes hinweg: in den von den Ottonen heillos verfahrenen Verhältniſſen des Nordens und Oſtens gewinnt er wieder Boden, indem er den Dänen die Markgrafſchaft Schleswig überläßt, und ſich damit freie Hand gegen Polen und Wenden ſchafft. Die chriſtliche Miſſion, mit welcher Karl und Otto den Kreis ihrer Eroberungen in das Grenzenloſe erweitert, läßt er auf ſich beruhen, wie einſt Heinrich I., weil er nicht in das Weite, ſondern auf das Feſte ſtrebt. Wie jener große Vorgänger hält er den Clerus für eine höchſt zweifelhafte und gefährliche Stütze, und richtet ſeine Politik überall nach dem Geſichtspunkt, ihn in ſicherer Unterwürfigkeit und ſcharf bezeichneten Grenzen zu halten. Nicht als wäre er perſönlich weniger religiös als ſeine Vorgänger; im Gegentheil er betet und faſtet, iſt Mitglied kirchlicher Brüderſchaften, baut Klöſter und Dome, und führt einen tadellos gerechten Wandel. Nur daß der Clerus der erſte Stand im Staate ſein, daß der Staat jede andre Pflicht gegen die Erhöhung der Hierarchie hintanzuſetzen habe, will ihm nicht in den Sinn. Um ſo beſtimmter faßt er die Herſtellung der Erbmonarchie in das Auge, und ſchirmt mit ächt königlichem Sinne gegen die Anmaßung der Magnaten die Rechte der niederen Stände. In Italien, welches er wie vor ihm Heinrich II. bei ſeinem Regierungsantritte in voller Unbotmäßigkeit antrifft, ſchlägt er ſich mit Waffengewalt von Stadt zu Stadt nach Rom zur Kaiſerkrönung durch, eilt dann nach Deutſchland zurück, und betritt nur noch einmal, das Jahr vor ſeinem Tode, das Land, um vergeblich gegen einen Aufſtand Mailands zu kämpfen, und die altgewünſchte Eroberung des Südens, nicht zu vollenden, aber doch nicht vergeſſen zu laſſen. Er iſt es endlich, welcher die lang vorbereitete Erwerbung Burgunds verwirklicht: auch hier beſcheidet er ſich, wie den Dänen gegenüber in der ſchleswig'ſchen Sache: er begnügt ſich bei dem burgundiſchen Adel mit Lehnsfolge und ordnender Oberaufſicht und überläßt ſonſt einem jeden die ſouveräne Regierung ſeines Gebiets.

Es wird nicht nöthig ſein, dieſe charakteriſtiſchen Thatſachen noch weiter zu commentiren. Konrad vermochte nicht, ſo ſtark er war, die ſeit einem Jahrhundert eingehaltene Bahn vollſtändig zu verlaſſen. Aber nichts deſtoweniger iſt der Gegenſatz zwiſchen ihm und den Ottonen auf allen Punkten unverkennbar. Aus dem weihrauchtrüben Dunſtkreiſe des heiligen römiſchen Reiches iſt er wieder in die ſcharfe und reine Luft des politiſchen Königthums getreten. Gieſebrecht klagt wohl, daß er keinen Sinn für die Reform und die Freiheit der Kirche gehabt und dadurch die erſte Veranlaſſung zu dem ſpätern Angriffe Gregor VII. auf das Kaiſerthum gegeben habe. Wir wiſſen aber ſattſam, wie ſich dieſe Dinge in Wahrheit verhielten, wie der Clerus durch das Uebermaaß politiſcher Machtfülle verweltlicht war, und eine ſittliche Reform deſſelben am Wenigſten einer Steigerung dieſer Macht bedurfte, wie bei dem Syſteme Karls und Ottos entweder die Biſchöfe dem König dienen, oder der Staat ſich der Kirche unterwerfen mußte, wie alſo auf dem Boden des theokratiſchen Weltreichs die Freiheit der Kirche ſchlechterdings nur die Weltherrſchaft des Papſtes bedeuten konnte. Dieſes Ergebniß war unvermeidlich; es mußte mit jeder Regierung näher rücken, welche die kirchlichen Geſchäfte mit Herzensinbrunſt in die Hand nahm, und ſo zeigt ſich in vollem Gegenſatz zu Gieſebrechts Anſicht, daß die einzigen deutſchen Fürſten, welche durch ihre politiſche Haltung den Ausbruch des Streites wenigſtens verzögerten, gerade die beiden kirchlich Indifferenten, Heinrich I. und Konrad II. waren. Das Reich, ſagt Gieſebrecht, war von der heiligen Höhe, auf die es Karl und Otto geſtellt, herabgeſunken, und ſo zu ſagen, profan geworden. Allerdings, ſo war es. Für einen irdiſchen Herrſcher gibt es aber kein größeres Lob, als daß er, von dem Dünkel geweihter Gottähnlichkeit frei, für menſchliches Wohl mit rechtſchaffenem Sinne, feſter Kraft und geſundem Menſchenverſtande geſorgt hat.

Konrads Sohn, Heinrich III., war mit dieſem Ruhme nicht zufrieden. Er zählte bei ſeiner Thronbeſteigung erſt 22 Jahre, war aber über ſein Alter ernſthaft und in ſich zuſammen genommen. Er zeigte große Kraft und ſyſtematiſche Conſequenz, er verſchaffte

ſich Ehrfurcht und Gehorſam, aber beliebt war er nicht, und Begeiſterung wußte er nicht zu erwecken. Er war eine Natur von hartem Ernſte, ohne einen Zug von Freudigkeit, ohne einen Sinn für Genuß, erfüllt von ſchweren und heißen Affecten, von ſchrankenloſem Ehrgeiz und ſtrenger Kirchlichkeit, ein Menſch, der nach allen Seiten das Gebot der Ordnung, Zucht und Unterwerfung vor ſich her trug, den Geiſtern imponirte und die Herzen abſtieß. Mit Nachdruck nahm er alle Tendenzen der Weltherrſchaft und der Theokratie wieder auf. Die Lehnspflicht von Böhmen und Polen wurde erneuert, und für eine Zeitlang auch Ungarn in dieſe Unterthänigkeit hinein genöthigt. Bei den Slaven wurde die chriſtliche Miſſion auf's Neue belebt, und mit derſelben der politiſche Einfluß des Kaiſerthums auch in Dänemark und Scandinavien erneuert. In Burgund hielt der Kaiſer feſte Ordnung, verſchwägerte ſich dann mit dem Herzog von Aquitanien, ſchloß enge Freundſchaft mit dem Grafen von Anjou, und wurde von vielen hundert Klöſtern Clugny'ſcher Obedienz mit höchſter Begeiſterung verehrt, ſo daß zwiſchen all dieſen Verbindungen und Beziehungen dem franzöſiſchen Könige beinahe der Athem ausging. In der Höhe dieſer Weltſtellung hatte er für die politiſche Einrichtung ſeines deutſchen Staates nur noch ſchwaches Intereſſe, ließ die unter Konrad faſt zerſtörte herzogliche Gewalt ſich wieder erholen, und verſäumte es, durch bleibende Geſetze nach dem väterlichen Muſter die niederen Stände zum Fundament ſeines Thrones zu machen. Die ganze Fülle ſeiner Regententhätigkeit war ſtatt deſſen der Kirche zugewandt; ſeine heiße Religioſität, ſein herriſcher Ordnungstrieb, ſeine weltumfaſſende Politik wirkten hier zuſammen; ſein Gedanke war, kraft ſeines kaiſerlichen Amtes überall den rechten Glauben, chriſtliche Zucht und ein gottſeliges Leben aufzurichten, zu dieſem Zweck die Laien dem Prieſter, die Prieſter dem Biſchof, die Biſchöfe dem Papſte, den Papſt aber dem Kaiſer zu unterwerfen, und auf ſolche Art durch den allgegenwärtigen Organismus der Kirche die kaiſerliche Herrſchaft über den chriſtlichen Erdkreis zu verwirklichen. So führte er deutſche Biſchöfe von gleicher Geſinnung auf den päpſtlichen Thron; Concil folgte auf Concil,

Geſetz auf Geſetz, Reform auf Reform; päpſtliche Legaten zogen durch alle Lande, die Ausführung zu überwachen, den Clerus in ſtraffe Disciplin zu nehmen, die abendländiſche Kirche mit dem Gefühl einer ſtarken Einheit zu erfüllen. Papſt Leo IX., der mit hingegebener Andacht dieſen Beſtrebungen lebte, war dem überall helfenden und durchgreifenden Kaiſer dankbar ergeben, und förderte ſeinerſeits Heinrichs politiſche Zwecke in Ungarn, Lothringen, Scandinavien. Wer nur die Oberfläche der Dinge ſah, konnte die kaiſerliche Weltherrſchaft für feſt gegründet erachten.

Und doch hat es nie eine größere Kurzſichtigkeit gegeben, als durch welche dieſer mächtige Herrſcher verblendet wurde. Er that nichts, um der eigenen Krone in den Einrichtungen des Reiches feſten Stützpunkt zu geben; er that aber Alles, um die Völker mit unbedingtem Gehorſam gegen die Kirche und die Geiſtlichkeit mit voller Unterwürfigkeit gegen den Papſt zu durchdringen. Das weſentliche Mittel für die Organiſation ſeiner Weltherrſchaft war die Devotion der Laien gegen den Clerus: wie konnte er hoffen, daß der Clerus auf die Dauer ihm, dem Laienfürſten, gehorſam bleiben ſollte? Es war eben die kirchliche Richtung, welche ſich jetzt von Heinrich III. einſtweilen hegen und pflegen ließ, aber ſchon zur karolingiſchen Zeit die pſeudoiſidoriſchen Decretalen hervorgebracht hatte. Ihr war es ein Greuel, daß ein Laienkaiſer, gleichviel ob durch Tyrannei oder durch Wohlthaten, die Kirche in Abhängigkeit verſetze: ihre Ueberzeugung war, daß ſich das Kaiſerthum zum Papſtthum verhalte, wie Blei zu Gold, der Mond zur Sonne, der Leib zur Seele. Ihre damaligen Führer, der große Abt von Clugny und der römiſche Archidiacon Hildebrand, hielten ſich ſtill, ließen den gewaltigen Kaiſer für ihre Zwecke arbeiten, und warteten ihrer Zeit.

Sturz des Kaiſerthums durch die Kirche.

Wir haben beobachtet, wie das Kaiſerthum unter Karl dem Großen Schöpfung und Höhenſtand in demſelben Augenblick erlebte, wie es im Moment ſeiner Gründung ſich als prieſterliche Weltherrſchaft conſtituirte, und dann ſofort nach dem Tode des Stifters in raſchem Sinken auseinanderbrach. Nachdem darauf mit weltlicher Geſinnung und politiſcher Genialität Heinrich I. die Kräfte der deutſchen Nation geſammelt hatte, erneuerte Otto I. das Kaiſerthum zum zweiten Male, wie Karl auf kirchlichem Boden, mit dem Anſpruch auf Beherrſchung aller Chriſtenheit. Die Unhaltbarkeit des Syſtems erſchien zum zweiten Male; von Schritt zu Schritt ſank unter ſeinen Nachfolgern das Reich an Kraft und Umfang, bis zum Ausſterben des ſächſiſchen Hauſes. Wieder trat in Konrad II. ein ächter Staatsmann als Herſteller auf, und wieder erfaßte bereits deſſen Sohn der dämoniſche Reiz der geweihten Weltkrone. Zum dritten Male verwiſchte, wie einſt Karl und Otto die Großen, der dritte Heinrich die Grenzlinien von Kirche und Staat und ließ über ſeinen kirchlichen Sorgen die Grundlagen des deutſchen Staats verfallen, unbegnügt mit der hohen Aufgabe, ſein deutſches Volk zu regieren, des Wunſches voll, vermittelſt der Kirche den Erdkreis zu beherrſchen. So half er eine Conſtituirung der Kirche herbeiführen, bei welcher die kaiſerliche Vormundſchaft eine Inconſequenz und ein Widerſinn war. Staat und Kirche können bei verſtändiger Scheidung ihrer Gebiete ſich vertragen: aber auf dem Boden eines einzigen theokratiſchen Weltreiches kann es folgerichtiger Weiſe nur Ein Haupt, und keinen dauernden Frieden zwiſchen zwei Mitregenten geben. Kam es aber zum Bruche, ſo war bei dem kirch-

lichen Grundcharakter des Weltreiches der Sieg des Prieſterfürſten über den Laienkaiſer gewiß. So geſchah es gleich nach dem Tode Heinrich III. Es war, ſtets aus denſelben Gründen, das dritte Sinken des Reiches, die dritte Niederlage des Kaiſerthums gleich nach ſeiner Erhöhung: es war die entſcheidende und die letzte.

Die Thatſachen ſind hier bekannt genug. Kaum hatte der gefürchtete Kaiſer die Augen geſchloſſen, ſo ging Cardinal Hildebrand mit einer Miſchung religiöſer Begeiſterung, ſtaatsmänniſchen Genies und demagogiſcher Meiſterſchaft, wie ſie in aller bekannten Geſchichte vielleicht nur bei Oliver Cromwell ihres Gleichen gehabt hat, an ſein Werk. Seine Aufgabe war nicht bloß Reform der Sitte, Hebung des Clerus, kirchliches Anſehn des Papſtes. Sie enthielt allerdings dies Alles, aber ſie war erſt vollendet, wenn in dem Weltſtaate der lateiniſchen Chriſtenheit der Papſt den Kaiſer aus der erſten Stelle verdrängt hatte. Wie das Ziel zugleich kirchlicher und politiſcher Natur war, ſo lagen auch die wichtigſten Mittel für ſeine Erreichung keineswegs auf dem geiſtlichen Felde allein. Unteritalien, deſſen Eroberung den Kaiſern ſo oft fehlgeſchlagen, war jetzt von den Normannen überwältigt worden, und dieſe ließen ſich durch Hildebrand zu engem Waffenbunde mit der Curie beſtimmen. In Mittelitalien war Herzog Gottfried von Toscana mächtig, ein alter Gegner des Kaiſers, und höchſt bereit, dem Papſtthum ſeinen Arm, ſeine Geldmittel und ſeine Staatsklugheit zur Verfügung zu ſtellen. In Oberitalien, wo nach ottoniſchem Syſtem faſt alle Biſchöfe gut kaiſerlich waren, regte Hildebrand durch religiöſen Fanatismus das niedere Volk zum Kampfe gegen die verweltlichten Prälaten an. Ueberhaupt wurde in allen Landen Mannſchaft und Geld zum Dienſt des heiligen Petrus geſammelt; der wichtigſte Bundesgenoſſe aber erhob ſich auf deutſchem Boden ſelbſt, in dem zur Souveränität aufſtrebenden Fürſtenthum. Dieſe Allianz entriß nun zuerſt den jungen König Heinrich VI. der Vormundſchaft ſeiner Mutter, ſtürzte dann ſeinen einzigen getreuen Anhänger, den Erzbiſchof von Bremen, und half das ſächſiſche Volk gegen den fränkiſchen König unter die Waffen bringen. Hierauf erſt legte Papſt

Gregor VII. die Axt an die Wurzel der kaiſerlichen Macht, durch das große Verbot der Laieninveſtitur, mit andern Worten, durch das Geſetz, daß der König nicht mehr die Biſchöfe ernennen ſollte. Wir wiſſen, daß ſeit Otto I. die deutſche Centralgewalt faſt allein auf dieſem Rechte beruhte, daß ſie den Biſchöfen, als ihren einzig zuverläſſigen Organen, ganze Grafſchaften, Gerichts- und Finanzrechte, Güter und Reichthümer mit höchſter Freigebigkeit übertragen hatte, daß ſie außer den Biſchöfen kaum einen erheblichen Beamten ihrer Ernennung im Reiche beſaß. Die weltlichen Aemter waren zu erblichen Fürſtenthümern des hohen Adels geworden; verlor die Krone jetzt auch das Ernennungsrecht für die geiſtlichen Stellen, ſo war die deutſche Monarchie zertrümmert. Heinrich IV. ermannte ſich dieſem Angriff gegenüber aus tiefer Jugendverirrung zu einem dreißigjährigen Heldenkampfe, den nach ſeinem Tode Heinrich V. mit Kraft und Liſt und eiſerner Feſtigkeit fortſetzte. Aber die Natur der Dinge und die Richtung des Jahrhunderts war gegen ihn. Heinrich V. mußte im Jahre 1122 die weſentlichen Zugeſtändniſſe machen, und die letzten Reſte des königlichen Einfluſſes auf die geiſtlichen Aemter wurden von deſſen Nachfolger, Kaiſer Lothar II., faſt ohne Widerſtreben aufgeopfert. Die Ohnmacht der Reichsgewalt gegenüber den Fürſten, und die Erhebung des Papſtes über das Kaiſerthum war damit entſchieden.

Für unſere Betrachtung iſt es ein höchſt charakteriſtiſcher Umſtand, daß dieſer Sturm, welcher den Stamm unſerer Monarchie entwurzelte, über die andern Throne Europa's ohne weſentliche Schädigung dahinbrauſte. Woher kam dieſer Unterſchied?

Man hat mit Recht geantwortet, daß die Könige von Frankreich und England es vermieden, den Kampf gegen zwei mächtige Gegner, die päpſtliche Kirche und den weltlichen Adel, zu gleicher Zeit zu beginnen, daß ſie vielmehr ſich beeilten, durch fügſame Freundſchaft das Bündniß des Papſtes für ſich ſelbſt zu gewinnen und ſich damit die Kraft zur Ueberwältigung ihres Adels, welcher damals eben ſo ſtark und ſelbſtſüchtig war wie der deutſche, zu bewahren wußten. Warum, fragt man, ſchlugen unſere Monarchen nicht denſelben Weg ein? warum überſchätzten ſie ihre Stärke,

und beſchworen durch Ablehnung der päpſtlichen Begehren den doppelten Sturm gegen ſich herauf? Die Löſung der Frage wird ſich ſchwerlich in perſönlichen Momenten finden. Denn waren unſere Heinriche und Friedriche etwa weniger klug, als die franzöſiſchen Könige? oder hatten Ludwig VII. und Philipp Auguſt einen ſchläfrigeren Ehrgeiz als unſere Kaiſer? Niemand wird das Eine oder das Andere behaupten wollen. Ein ſachlicher, allgemeiner Grund war hier entſcheidend. Er lag darin, daß den franzöſiſchen Königen jene planmäßige Fügſamkeit möglich war, weil ſie eben nichts als Könige ihres Volkes waren, daß unſere Herrſcher aber den Bund mit der aufſtrebenden Kirche nicht einzugehn vermochten, weil ſie zugleich die Kaiſerkrone trugen. Seit der Erhöhung Karl des Großen hatte die Leitung der Kirche für das koſtbarſte Recht des Kaiſerthums gegolten. Die Beſeitigung einer ſolchen Vormundſchaft, welche von dem franzöſiſchen Könige nach zweifelloſem Rechte gefordert werden konnte, war für den Kaiſer ein Eingriff in die überlieferten Kleinodien ſeiner Krone. Ebenſo beſtimmt führte dieſe Krone den langverjährten Titel zur Beherrſchung Italiens, und wie alle frühern Päpſte wollten Gregor und ſeine Nachfolger keine wirkſame Königsherrſchaft am Fuße des Apennin geſtatten. Der deutſche König, als ſolcher, hätte den Kampf gegen das Papſtthum ſo gut wie der franzöſiſche oder engliſche vermeiden können: der römiſche Kaiſer deutſcher Nation war zu demſelben gezwungen, wenn er nicht den Kern und Inhalt ſeines Amtes von vorne herein aufgeben wollte. So wurde der Zuſammenſtoß unvermeidlich, bei welchem das deutſche Königthum und die deutſche Nationaleinheit zu Grunde gehen ſollten.

Wer unter uns ein Herz für das Vaterland hat, wird auf dieſe Kataſtrophe nur mit Trauer blicken können. Wohl iſt es unmöglich, ſich über die Grundfehler des Kaiſerthums zu täuſchen, und nicht in ihnen ſelbſt die Quelle des ſpätern Verderbens anzuerkennen. Nun aber war es einmal ſo: mit all ſeinen Gebrechen war dieſe kaiſerliche Herrſchaft die einzige Vertreterin der Geſammtintereſſen der deutſchen Nation. So konnte es nicht anders ſein: jeder Streich, welcher auf das Kaiſerthum geführt wurde,

mußte jetzt auch in das Herz der nationalen Wohlfahrt treffen. Deutsche Fluren wurden verheert, deutsches Blut in Strömen vergossen, der deutsche Staat in adeliche Parzellen aufgelöst, als Gregor VII. sich mit der adelichen Opposition gegen das Kaiserthum verbündete. Zweihundert Jahre lang erschöpfte Deutschland in diesen Streitigkeiten seine beste Kraft, und als der Sieg der Curie vollendet war, lag unter den Ruinen des Kaiserthums auch die Macht und die Einheit des deutschen Volkes begraben. Ueber diese Verluste leichten Herzens hinwegzusehn, ist nur auf einem Standpunkte möglich, dem über der Begeisterung für die Pracht der Hierarchie der Sinn für die Größe seines Volkes gänzlich erstorben ist.

Auch die Erwägung, daß bei den freiheitgefährlichen Tendenzen des Kaiserthums trotz der augenblicklichen Opfer sein Sturz eine Wohlthat für die Nation gewesen, gibt nur scheinbaren Trost. Sie wäre ganz richtig, wenn an die Stelle des Kaiserthums etwas Besseres getreten wäre. Aber die Gegner und Besieger des Kaiserthums waren von gleichem Schlage wie ihr Opfer. Es ist die Kraft und der Fluch der großen politischen Gewalten, daß sie nicht bloß ihre Freunde und Unterthanen, sondern auch ihre Gegner und Besieger mit den Tugenden und den Fehlern ihres eignen Wesens erfüllen. In jeder Revolution spiegeln sich die Züge der von ihr gestürzten Herrschaft, und auf dem Boden des kaiserlich-päpstlichen Weltstaates war den Guelfen so gut wie den Gibellinen der Gedanke ächter Freiheit fremd. Oder welch eine Freiheit wäre es gewesen, für welche die deutschen Fürsten gegen Heinrich IV. die Waffen ergriffen? Was hätte die seitdem so oft gepriesene „germanische Libertät" — was hätte sie anders bedeutet, als die unbeschränkte Befugniß jedes hochadlichen Herrn, seine Güter abzurunden, seine Nachbarn zu beschädigen, seine Hintersassen zu unterdrücken? Es handelte sich entfernt nicht mehr um die Verhütung übertriebener Centralisation oder um die Bewahrung berechtigter Stammeseigenthümlichkeit; sondern Alles bewegte sich ausschließlich um die Befriedigung persönlicher oder dynastischer Selbstsucht, welche die Provinzen so gut wie die Krone ausein-

anderriß, immer wachſend ihre Pflichten gegen das Vaterland aus den Augen ſetzte, und endlich jede Erinnerung an dieſe Pflichten verpönte. Es iſt begreiflich und ſittlich, wenn ein Volk um wahrer Freiheit willen auf eine glänzende Weltſtellung unter despotiſcher Herrſchaft verzichtet: in Deutſchland aber trat ſeit dem Siege der Curie über die Kaiſer an die Stelle einer verzehrenden Weltherrſchaft nicht die nationale Freiheit, ſondern die adliche Anarchie. Es war die Schuld der alten Kaiſerpolitik, daß es dahin kam; darum aber waren die Beſieger derſelben nicht beſſer, und die nächſte Wirkung ihres Thuns brachte dem Volke nicht die Heilung, ſondern die Erfüllung des Unglücks, keine neue Verfaſſung, ſondern die politiſche Auflöſung.

So auf dem politiſchen Gebiete. Man verweiſt uns ferner auf das preiswürdige Gut der kirchlichen Unabhängigkeit, welche Heinrich III. bedroht und Gregor VII. zum Heil Europa's errettet hätte. Suchen wir uns zu verſtehn. Wäre hier von religiöſer Freiheit die Rede, ſo würden wir, in gleicher Geſinnung wie oben, mit Freuden ausrufen: es iſt beſſer für ein Volk, daß ſeine Weltmacht als daß ſeine Seele Schaden leide. Aber wer unter den Genoſſen Gregor VII. dachte denn an religiöſe Freiheit? Das große Weltſyſtem Kaiſer Heinrich III., wo der Geiſtliche über die Laien und der Kaiſer über die Geiſtlichen herrſchte, blieb ungeändert und unangetaſtet beſtehen bis auf den einzigen Punkt, daß an die höchſte Stelle des Gebäudes der Papſt anſtatt des Kaiſers trat. Wir wollen nicht beſtreiten, daß die Aenderung manchen Vortheil für die Kirche mit ſich brachte; der Clerus gewann an Macht und Gut und Einfluß, und die Laienwelt erlebte allen Segen, den Zucht und Unterwerfung in religiöſen Dingen erſchaffen kann. Aber Freiheit? Es wäre thöricht, darüber zu discutiren; die Ausbildung der Ketzergeſetze und der Inquiſition macht jeden Zweifel zum Spotte. Aber wir werden noch einen Schritt weiter thun müſſen. Wenn die Bewunderer Gregors auf die von ihm erſtrittene Unabhängigkeit der Kirche, d. h. die Unabhängigkeit des Clerus von der Staatsgewalt hinweiſen, ſo iſt ſogleich hinzuzufügen, daß man dieſe freilich auch beabſichtigte, ſich aber damit

keineswegs zu begnügen meinte. Als der ehrliche Papst Gelasius einmal mit Kaiser Heinrich V. den Vertrag abschloß, daß der Kaiser jeden Einfluß auf die Kirche, die Kirche dafür aber ihre politischen Herrschaftsrechte aufgeben sollte — eine Abrede, bei welcher die kirchliche Unabhängigkeit des Clerus in vollem Umfange erreicht gewesen — zeigte sich vom ersten Tage an, daß die Kirche den Vertrag mit vollem Abscheu zurückwies. Desto allgemeiner wurde binnen einigen Jahrzehnten ihre Zustimmung zu den Sätzen Gregors, daß jeder König seine Krone verwirke, der einem päpstlichen Befehl nicht gehorche, daß der Papst vor Gott für die gute Regierung der Könige verantwortlich sei. Mit einem Worte, die wesentliche Frage des Streites betraf weder Unabhängigkeit noch Freiheit, sondern Machtbesitz und Herrschaft. Die Anschauungen des kaiserlich-theokratischen Weltstaates blieben sonst überall aufrecht; nicht über die Art und Grenze der Regierungsgewalt, sondern über die regierenden Personen wurde gestritten. Wenn einst das Kaiserthum die Nationen unterworfen und die Rebellen zertreten hatte, so verbrannte jetzt das Papstthum die Ketzer und zersprengte die nationalen Staatsgewalten. Die Zeit wird kommen, sagte man im 13. Jahrhundert, wo alle Königreiche getheilt werden und die Welt unter der Herrschaft des höchsten gekrönten Priesters steht.

Ein Fortschritt zur Freiheit zeigt sich hier also nicht mehr als auf dem politischen Gebiete. Höchstens im negativen Sinne wird man sagen können: es war immer besser, zwei Weltherrscher neben einander zu haben als einen. Einer allein hätte die Welt zu Grunde gerichtet; die beiden aber zerstörten wechselseitig im Kampfe gegen einander ihre Gewalt. Während der Dauer ihres Streites blutete Deutschland aus tausend Wunden, aber nach dem Ende desselben war der siegende Papst nicht weniger erschöpft als der besiegte Kaiser. Völlig verkehrt aber ist es, wenn man deshalb von einem positiven und gesunden Gleichgewichte dieser Gewalten reden will. Ein solches setzt die Möglichkeit des Zusammenwirkens, die Verträglichkeit der Grundinteressen und die Bereitschaft zu allseitiger Mäßigung und Selbstbeschränkung voraus.

Dieſe Bedingungen aber fehlten dem Verhältniß des Kaiſers ſowohl zu dem Papſte als zu dem deutſchen Adel. Mochten die Theoretiker noch ſo ſalbungsvoll von der Zuſammengehörigkeit der beiden Schwerter, von Lehnstreue und Kaiſerherrlichkeit reden: in der Praxis ſtand völlig unverſöhnlich dem ſchrankenloſen Anſpruch des Kaiſers der nicht minder ſchrankenloſe des Päpſtes gegenüber, und wenn Kaiſer und Stände ſich allerdings in der Sorge für die deutſche Nation hätten vereinigen können, ſo dachte, diametral auseinander ſtrebend, der Kaiſer an ſein Weltreich und von der Mehrzahl der deutſchen Herren ein jeder an ſein Territorium. So war der Kriegsſtand zwiſchen dieſen Gewalten permanent; jeder Friedensſchluß bildete nur einen kurzen Waffenſtillſtand, und die Geſchichte der Reichsverfaſſung in dieſer Periode iſt nichts als die Geſchichte einer zweihundertjährigen Zerſetzung.

Es iſt die vielgeprieſene, hochberühmte Zeit der Hohenſtaufen, von welcher wir hier reden, und mancher Leſer wird ein der gangbaren Ueberlieferung ſo ſcharf widerſprechendes Urtheil mit Befremden leſen. Allein die Thatſachen ſind hier unerbittlich. Wohl iſt die ſtaufiſche Dynaſtie reicher als jede andere an imponirenden, hochbegabten und willensſtarken Perſönlichkeiten; ihre Fähigkeiten ſind unerſchöpflich, ihre Charaktere nicht zu beugen, ihre Ergebniſſe bewundernswerth; und der Glanz ihrer Thaten hebt ſich doppelt leuchtend ab auf dem dunkeln Grunde ihres tragiſchen Untergangs. Aber nichts iſt gewiſſer, als daß die deutſche Monarchie ſchon zu ihrer Zeit ein weſenloſer Schemen, ihr kaiſerliches Streben von Deutſchland hinweggewandt, und jeder große Fortſchritt unſerer Nation in jener Zeit von ihrer Kaiſerpolitik völlig unabhängig war.

Die ſtaufiſchen Kaiſer konnten nicht mehr, wie einſt Karl der Große, durch ihre Grafen und Königsboten, nicht mehr wie die Ottonen durch ſchlechthin abhängige Biſchöfe die Verwaltung der Provinzen mit ihrem Herrſcherwillen durchdringen. Ihre Stellung war zuſammengeſchwunden auf eine hohe perſönliche Ehre, den Vorſitz auf den Reichstagen, die Ausübung der höchſten Rechtspflege, den Befehl über das Reichsheer, wenn ein ſolches verſam-

melt war; dazu die Befugniß, Privilegien zu verleihen oder zu weigern, so wie die eröffneten Reichslehn neu zu vergeben. Eine Staatsgewalt in prägnantem Sinne des Wortes wird man einem solchen Machthaber nicht zuschreiben, der für die wichtigsten Interessen seines Volkes nicht mehr sorgen kann noch sorgen soll, der auf Anhänglichkeit und Gehorsam der Nation nur noch rechnen darf, in sofern einige hundert Magnaten es verstatten, der als Bürgschaft für die Treue dieser Magnaten außer ihrem guten Willen nicht mehr eine zweckmäßig organisirte Regierungsgewalt, sondern lediglich verschiedene Mittel diplomatischen Einflusses besitzt. Dies war die Lage der deutschen Monarchie in der staufischen Zeit, eine Lage, bei der, wie man sieht, das monarchische Princip des heutigen Staatsrechts vollkommen zerstört und aufgegeben war. Es ist im höchsten Grade charakteristisch für die Menschen wie für den Zustand, daß eine solche Schwäche im Innern, eine solche Lockerheit des einheimischen Staates den Herrschergeist des ersten wie des zweiten Friedrich nur um so stärker nach Außen trieb, daß sie das Kaiserthum nicht auf eine vorausgehende Herstellung der deutschen Monarchie zu stützen vermochten, sondern umgekehrt die Hülfe für die innere Ohnmacht in weitentlegenen auswärtigen Erfolgen suchen zu müssen glaubten.

Wir bemerkten vorher, daß der entscheidende Umstand für die Niederlage der salischen Kaiser vor Allem die Coalition des römischen Papstes und des deutschen Fürstenadels gewesen war. Einem politischen Scharfblicke, wie jenem Friedrichs, war es von Anfang an klar, daß jede Besserung, jeder Erfolg von der Auflösung dieses Bundes und der Vereinzelung der beiden Gegner abhing. Die französischen Könige hatten, wie wir sahn, in derselben Erkenntniß keinen Augenblick geschwankt, durch alle geforderten Concessionen sich die Freundschaft der Kirche zu erkaufen, und dann im Innern ungestört, Schritt auf Schritt ihren Adel unter das Joch einer wirklichen Monarchie zu beugen. Wie die Dinge lagen, hätte das deutsche Interesse eine gleiche Haltung gefordert, und in der That hatte nach dem Aussterben der Salier Kaiser Lothar diesen Weg zu betreten sich angeschickt. Aber im vollen Gegensatze dazu entschied

ſich fünfzehn Jahre nach deſſen Tode Kaiſer Friedrich I., ſo weit wir wiſſen, ohne jegliches Schwanken noch Ueberlegen. Nicht im Intereſſe des deutſchen Königthums den Bund der Kirche gegen den Adel, ſondern umgekehrt für die Erhöhung kaiſerlicher Weltmacht die Freundſchaft des Adels gegen die Kirche beſchloß er zu ſuchen. Während er vom erſten Augenblicke ſeiner Regierung in den Kirchenſachen auf das Wormſer Concordat zurück griff und Lothars weitern Zugeſtändniſſen jede Rechtsverbindlichkeit abſprach, erkannte er im Reiche die Machtſtellung des deutſchen Fürſtenthums mit rückhaltloſer, breiter Unumwundenheit an. Er ſtellte den alten Gegner ſeines Hauſes, den Welfen Heinrich im Beſitze zweier Herzogthümer her, verlieh ihm noch dazu die Inveſtitur der Biſchöfe im eroberten Wendenland, und gab ihm damit eine wahrhaft königsgleiche Macht. Einſt hatten Konrad II. und Heinrich IV. an der niedern Ritterſchaft und den Städten ſichern Rückhalt gegen die Unbändigkeit der Fürſten geſucht. Dieſe Zeiten waren vorbei; Friedrich begünſtigte überall die Fürſten gegen die Städte und den niedern Adel. Faſſen wir Alles zuſammen, ſo hatte der Kaiſer auf gebietende Herrſchaft in Deutſchland verzichtet; er war zufrieden, wenn die thatſächlich beinahe ſouveränen Fürſten als dankbare Alliirten ſeine ſonſtigen Entwürfe unterſtützten. Er war nur noch dem Namen nach ein deutſcher König, in Wahrheit aber nichts weiter, als der Führer einer möglichſt ſtarken Fürſtenpartei.

Seine eigenen Zwecke lagen nun außerhalb der deutſchen Grenzen, auf dem Schauplatze der alten Kaiſerglorie, im Süden der Alpen. Wenn er ſich als deutſcher König wie kaum einer ſeiner Vorgänger mit der loſen Dürftigkeit der Lehnsmonarchie begnügte, ſo hatte er aus den Geſetzbüchern Juſtinians ein volles Bild von der Allmacht der kaiſerlichen Gewalt geſchöpft, und war entſchloſſen, dieſes vor Allem in Italien zu verwirklichen. Wie man weiß, waren es zunächſt die lombardiſchen und romagniſchen Städte, um deren Beherrſchung ſich ein heftiger und langwieriger Kampf entſpann. Die Mehrzahl der deutſchen Biſchöfe, die ſich noch nicht in das neue päpſtliche Syſtem gefunden hatte, unterſtützte dabei den Kaiſer ebenſo bereitwillig gegen Rom wie gegen

die Lombarden; die deutſchen Fürſten, durch die Freundſchaft zwiſchen dem Kaiſer und Heinrich dem Löwen feſtgehalten, leiſteten Jahr für Jahr ihre Heeresfolge, und mehr als einmal ſchien der Sieg ſich vollſtändig und zweifellos für Friedrich zu entſcheiden. Man wird die neuerlich aufgeſtellte Vermuthung für begründet halten können, daß Friedrich in ſeinen italiſchen Heerlagern Deutſchland nicht völlig aus den Augen verlor, daß unter den Zwecken ſeiner Thätigkeit in bewußter Deutlichkeit auch der vorkam, in den italieniſchen Eroberungen ſich zugleich eine ſchlagfertige Kriegsmannſchaft zu bilden und eine ſtets bereite Finanzquelle zu öffnen, und dann mit dieſen Kräften endlich auch dem deutſchen Reiche ſich wieder als wahren Herrn zu zeigen. Aber ehe es zu dieſer erhofften Zukunft kam, ſtürzte die vorhandene Grundlage ſeines Wirkens zuſammen. Heinrich der Löwe, mit eignen Erwerbungen im ſlaviſchen Lande beſchäftigt und von Mißtrauen gegen den Kaiſer erfüllt, weigerte den ferneren Zuzug nach Italien, und Friedrich büßte ſofort an einem einzigen Schlachttage gegen die Lombarden alle Früchte der bisherigen Anſtrengungen ein. Nun erſchien allerdings an keiner andern Stelle die perſönliche Größe des alten Helden in ſo ſtrahlendem Lichte, wie in dieſem Augenblicke der furchtbarſten Niederlage. Er beſaß jene höchſte Kraft des herrſchenden Staatsmannes, das hoffnungslos Gewordene mit raſcher Faſſung aufzugeben, und dann mit unerſchütterlichem Muthe neue Wege zu dem einmal begehrten Zwecke zu ſuchen. Mit dem lombardiſchen Plane brach er ohne Zaudern auf immer. Ohne einen Moment zu verlieren, ließ er ſich zu nachgiebiger Unterhandlung mit dem Papſt und den Städten herbei, verzichtete auf jedes Markten und Feilſchen und brachte auch die härteſten Opfer dem nothwendigen Friedensſchluſſe mit heiterer Miene. Er reſignirte ſich weiter, die lombardiſchen Städte fortan mit demſelben Maaße wie die deutſchen Fürſten zu meſſen, auf eigentliche Herrſchaft zu verzichten, und ſich auf ihre freie Freundſchaft zu ſtützen. Mit ſolcher Sicherheit und Geſchicklichkeit trat er in dieſe neue Haltung ein, daß ſchon nach wenigen Jahren die Führerin der ſtädtiſchen Oppoſition, das ſtarke Mailand, ſeine warme

Verbündete geworden war. Bereits aber hatten sich damals seine Pläne weiter entwickelt. Wie er früher neben dem schwachen deutschen Thron auf eine Militärherrschaft in der Lombardei gedacht hatte, so sann er jetzt, nach dem Verluste der Lombardei, auf einen weitern Stützpunkt im Süden Italiens. Es gelang ihm in der That, die Erbtochter des Normannenreiches in beiden Sicilien seinem Sohne Heinrich zu vermählen, und durch diese Heirath die Beherrschung Unteritaliens, an welcher die Waffen der Ottonen und der Salier stets gescheitert waren, dem Kaiserthum zu sichern. Als er wenige Jahre später nach Palästina zog, um sein ruhmreiches Leben in den Wellen des Seleph zu beschließen, hinterließ er eben diesem Sohne die kaiserliche Herrschaft im Abendlande.

Wir müssen an dieser Stelle die Entwicklung der Thatsachen einen Moment unterbrechen, um uns bei dem Beginne der letzten Katastrophe noch einmal mit den Gegnern unserer Auffassung auseinanderzusetzen. Bis hierhin nämlich erscheint bei Hrn. Ficker die Politik des Kaiserthums als das Ideal einer normalen Staatsweisheit, die damit erzielte Verfassung als das Muster eines gesunden politischen Zustandes[1]). Da nun aber fünfzig Jahre später dieses unübertreffliche System in völligsten Schiffbruch endigt, so empfindet auch er allmählich das Bedürfniß, eine Ursache für eine so plötzliche Katastrophe aufzusuchen, und findet dieselbe — es verlohnt sich darauf zu achten — in dieser unglückseligen Erwerbung des Königreichs beider Sicilien. Er erörtert vor Allem, als der eigentliche und bleibende Bestand des Kaiserreichs sei Deutschland, Burgund und die Lombardei zu betrachten; hier und da habe vielleicht einmal ein Kaiser einen Gedanken an weitere Erwerbungen

[1]) Einen beinahe drolligen Beleg für die Trefflichkeit dieser Verfassung gibt der erste Band seines „Reichsfürstenstandes". Der Verf. prüft hier auf mehreren hundert Seiten, mit höchster Belesenheit, mit eindringendem Scharfsinn, mit zweifelnder, widerlegender, abwägender Gelehrsamkeit, wer damals in Deutschland zum Fürstenstande gehört habe. Seine Ergebnisse sind durchgängig sehr plausibel, aber mit nichten überall abschließend. Wer zu der höchsten, der regierenden Classe im Reiche gehörte, weiß auch heute mit ganzer Sicherheit kein Mensch; das Ideal eines Rechtsstaates, wie man sieht, wenigstens für den Rechtshistoriker, ungefähr wie ein verwickelter Proceß eine Freude für die Advokaten ist.

gehabt, doch sei das immer nur eine vorübergehende Aufwallung gewesen, und nichts sei verkehrter, als nach solchen momentanen Ausnahmen das Urtheil über jenes regelrechte Kaiserreich zu bemessen. Dieses zeige nun ein bewundernswerthes Gleichgewicht der Gewalten; der Kaiser als Gebieter des deutschen, burgundischen und lombardischen Landes habe ganz Europa imponirt; der Papst als Souverain des Kirchenstaats und Lehnsherr Neapels sei gerade stark genug gewesen, den Kaiser von freiheitsmörderischen Uebergriffen abzuhalten, ohne jemals den Bestand der kaiserlichen Macht gefährden zu können. Dieses System habe alle Garantien der Dauer gehabt, und hätte zum Heile Europa's unter allem Wechsel der Verhältnisse bis auf den heutigen Tag bestehen können. In der That sei es nach der Richtigkeit seiner Anlage aufrecht geblieben, so lange die Kaiser nicht selbst jene Grundlagen verlassen; es sei eben eine „durch und durch gesunde Gestaltung" gewesen, befähigt, „die schwierigsten Aufgaben der Staatskunst in kaum wieder erreichter Weise zu lösen". Da habe denn Friedrich I. durch die Erwerbung Siciliens jenes Gleichgewicht leider zerstört, und das Kaiserreich sei durch diese verhängnißvolle Uebertreibung zu Grunde gegangen. Wäre die Annexion Neapels unterblieben, so lebte das Kaiserreich heute noch!

Die Zeit, in welcher der Normannenstaat in Neapel bestand, war bekanntlich die Periode von Gregor VII. bis ungefähr auf Innocenz III., eben die Periode, in welcher das Papstthum seinen Anspruch auf Weltherrschaft geltend machte, das Kaiserthum als Reichsregierung neutralisirte und zur Stellung einer fürstlichen Parteiführung erniedrigte, und endlich den überwundenen Erdkreis der eigenen Lenkung unterwarf. Dieser Abschnitt unserer Kaiserzeit ist es also, dessen Zustand Ficker als die „durch und durch gesunde Gestaltung" bezeichnet; dies ist das normale Gleichgewicht, von dem er beklagt, daß es nicht bis auf den heutigen Tag fortdauert. Nun bedarf es nach dem früher Angeführten nicht erst der Bemerkung, daß seine Voraussetzungen lediglich in seiner Einbildung existiren. Als das Kaiserthum unter den Ottonen und Saliern noch innere Kraft besaß, dachte es nicht an die tugendhafte Beschrän-

kung auf die Lombardei und Burgund, ſondern griff, ſeinem Princip entſprechend, auf allen Seiten, gegen Frankreich, Polen, Ungarn, Neapel, ſo weit um ſich, wie ſein Arm nur reichen mochte. Als es aber zur ſtaufiſchen Zeit durch bittere Nothwendigkeit ungefähr auf den von Hrn. Ficker bezeichneten Wirkungskreis, die Lombardei und Burgund, beſchränkt war, da hatte es durch die päpſtliche Erhebung auch in Deutſchland alle prägnante Herrſcherkraft eingebüßt, lebte von der freien Gunſt der Fürſten und griff auf die alten Pläne gegen Neapel als erſtes Herausarbeiten aus völliger Ohnmacht zurück. Unſererſeits haben wir nicht das Mindeſte gegen den Satz einzuwenden, daß die Erwerbung Neapels außerhalb aller deutſchen Intereſſen lag, aber um ſo beſtimmter müſſen wir dann auch betonen, daß alle Vorwürfe, welche Ficker den ſpätern Hohenſtaufen macht, in gleichem Maaß auf Heinrich III. und Otto I., daß ſie auf die von Anfang bis zu Ende ſich ſelbſt gleiche Kaiſerpolitik, auf deren Kern und Grundlagen, auf das Princip des ganzen Inſtitutes paſſen. Es iſt — wir gebrauchen gerne das mildeſte Wort — es iſt in ſeltnem Grade komiſch, wie Hr. Ficker Mücken ſeiget und Kameele verſchlingt, wie er in der höchſt legalen Erwerbung Neapels durch Heinrich VI. die ehrſüchtige Störung und in der ehrſüchtigen Einmiſchung der Ottonen in aller Herren Länder die ächte Grundlage der „durch und durch geſunden Geſtaltung“ erkennt. Es klingt wie der „reine Widerſpruch, der gleich geheimnißvoll für Weiſe wie für Thoren“. Aber freilich, wer ihm nicht Unrecht thun will, wird bald genug erkennen, an welcher Stelle ſich für ihn der Widerſpruch harmoniſch auflöſt. Hat er doch das Seinige gethan, ſie deutlich genug zu bezeichnen, er, der als das organiſche Gleichgewicht und die normale Geſundheit nichts anderes als das Syſtem Gregor VII. und Innocenz III. verkündigt. Was zu dieſem geſunden Gleichgewicht, oder, wie andere Menſchen es nennen, zu der päpſtlichen Weltherrſchaft geführt hat, wird er loben: alſo erfreut ſich die weltumfaſſende Politik der Ottonen ſeines unbedingten Beifalls. Die Staufer aber ſuchten ſich durch die Erwerbung Neapels eben der erdrückenden päpſtlichen Uebermacht zu

entziehen, alſo ſtörten ſie das geſunde Gleichgewicht, und finden keine Gnade bei dem ſonſt ſo gut kaiſerlichen Hiſtoriographen.

Wir bekennen, läge für uns ein Zweifel an der Richtigkeit unſerer Auffaſſung vor, er müßte verſchwinden, nachdem wir die Gegner auf ſolche Auskunftsmittel reducirt geſehn. Um einigen Schein für das Lob der Kaiſerpolitik zu gewinnen, müſſen ſie die Zeiten Gregors und Innocenzs als die geſunde Blüthe des deutſchen Reiches feiern. Um die Kaiſer von dem Vorwurf einer maaßloſen Eroberungsſucht zu reinigen, müſſen ſie von einem nie vorhandenen Normalbeſtand, von einer nie eingehaltenen Selbſtbeſchränkung des Reiches auf Burgund und Oberitalien träumen. Glücklicher Weiſe wird die deutſche Nation ſich ebenſo wenig für ihre geſunde Prieſterherrſchaft begeiſtern, wie die Wiſſenſchaft für ihre ungeſunden Einbildungen intereſſiren. Treten wir wieder auf den Boden der Wirklichkeit hinüber.

Heinrich VI. blieb für Deutſchland zunächſt in dem Syſteme des Vaters. Seine Stellung als Parteihaupt zeichnete ſich höchſt beſtimmt: an der Spitze der ſüdweſtlichen Lande des Reiches hielt er ſich in überlegener Macht gegenüber den abgeneigten Großen des Niederrheins und Sachſens, verhinderte jede offene Auflehnung, erhielt militäriſchen Zuzug, machte aber für jetzt noch keinen Verſuch zu einer beſſern Reichsverfaſſung. Mit deſto größerer Energie aber ging er in Italien vor, unterwarf ſich Neapel und Sicilien mit eiſerner Hand, und freute ſich des päpſtlichen Proteſtes, der ihm Anlaß gab, von Neapel her den größten Theil des Kirchenſtaates militäriſch zu beſetzen und finanziell auszubeuten. Mit dieſen Schätzen vermehrte er die Zahl ſeiner deutſchen Anhänger, ſcheiterte aber trotzdem, als er jetzt einen Verſuch machte, die Erblichkeit der deutſchen Krone wieder herzuſtellen. Deſto weiter griffen von der italieniſchen Baſis ſeine weltherrſchenden Gedanken umher. Schon früher hatte er den gefangenen Richard von England zur Leiſtung des Lehnseides genöthigt; jetzt warf er ſeine Blicke auf Africa und Griechenland, auf Kleinaſien und Syrien. Es iſt bezeichnend, daß trotz ſeiner Spannung mit dem

Papſte die geiſtlichen Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit dieſen letzten Kaiſer im alten Sinne des Wortes auf das höchſte feiern.

Er war der letzte. Nach ſeinem frühen Tode rief Papſt Innocenz III. die Italiener zur nationalen Erhebung gegen die deutſchen Barbaren auf, verjagte des Kaiſers Ritter aus dem Kirchenſtaat, zerſtörte den deutſchen Einfluß in der Lombardei und ſetzte mit den Waffen ſeine vormundſchaftliche Regierung über Neapel und des Kaiſers Sohn gegen die deutſchen Beamten durch. In Deutſchland vermochte die ſtaufiſche Partei nicht, eine zwieſpältige Wahl und die Erhebung eines Gegenkönigs zu verhüten; ein jammervoller achtjähriger Bürgerkrieg verheerte auf's Neue den größten Theil des Reiches, und fraß durch ſeine Koſten beinahe vollſtändig das ſtaufiſche Hausgut. Als dann nach vielfachen Wechſelfällen 1214 der junge Friedrich II., von Sicilien heraneilend, die Krone davontrug, überzeugte er ſich auf der Stelle, daß hier von monarchiſcher Gewalt auch nicht der Schatten mehr vorhanden war. So wiederholte er in erweitertem Maaße die Haltung ſeines Großvaters. Durch die umfaſſendſten Conceſſionen, welche zunächſt die geiſtlichen und weiterhin auch die weltlichen Fürſten zu wahren Landesherrn machten, erlangte er von ihnen die Wahl ſeines jungen Sohnes Heinrich zum römiſchen König. Auf den Namen dieſes Kindes übertrug er dann die ſogenannte Regierung des deutſchen Reiches, deren nominelle Fortdauer er möglich machte, indem er die hervorragenden Fürſten beider Parteien bei der Regentſchaft betheiligte. Er ſelbſt ging nach Neapel zurück, und hat dann, mit Ausnahme weniger Jahre ſein Leben in den italieniſchen und kirchlichen Streitigkeiten zugebracht. Deutſchland nahm an dieſen, an den letzten Thaten und Leiden des Kaiſerthums, keinen Antheil weiter. Während der Kaiſer ſich möglichſt enge an Frankreich anſchloß, richteten ſich alle Sympathien der Reichsregentſchaft nach England. Als Friedrich einmal ein Reichsheer zur Romfahrt aufbot, kam im Ganzen eine Macht von 150 Rittern zuſammen. Als ſein Streit mit Papſt Gregor IX. ausgebrochen war, und dieſer die Fürſten aufforderte, einen andern Kaiſer zu wählen, ſonſt werde er die Kaiſerwürde einer andern

Nation übertragen, da antwortete Herzog Ludwig von Bayern: wollte Gott, daß dem deutschen Volke diese Erlösung zu Theil würde, wie gerne würde ich auf meine beiden Wahlstimmen verzichten. In gleichgültiger Theilnahmlosigkeit sah die Nation dem Sinken der staufischen Sache in Italien zu; lange Zeit wollte sie den Kaiser ebenso wenig unterstützen wie bekämpfen; als dann endlich die unablässigen Bemühungen der Curie wieder einen Gegenkönig zu Stande brachten, hielt sich der größte Theil des Reiches von dem Hader entfernt, und nur am Rheine wurde einige Jahre gestritten, bis endlich Friedrichs Sohn und Enkel aus freien Stücken nach Neapel hinübergingen, und dort in frühem Tod den Blicken des deutschen Volkes verschwanden.

Die Consequenz der Thatsachen hatte sich vollzogen: die theokratische Weltherrschaft war von dem heiligen Kaiser an den gekrönten Priester übergegangen. Innocenz III. zählte drei Könige unter seinen Vasallen, bezog Steuern aus allen Reichen von jeder Kirche des Abendlandes, sandte zahlreiche Armeen nach Spanien, Südfrankreich, Sicilien, Constantinopel. Ein halbes Jahrhundert wachsenden Bestandes war dieser Weltmacht vergönnt, ein Menschenalter mehr als einst der karolingischen, ottonischen oder salischen. Dann erhob sich auch gegen sie die Eigenartigkeit der Völker und der Freiheitsdrang der Geister, und sie sank in nicht weniger raschen Verfall als einst unter ihren Schlägen das Kaiserthum deutscher Nation.

Deutschland aber als politischer Organismus betrachtet, trat aus seiner „Kaiserzeit" in völligem Bankerott hervor. Es gab noch den Namen eines Reiches, aber eine wirksame Staatsgewalt existirte nicht mehr. Die leitenden Fürsten boten die Krone aus, um sich für ihre Wahlstimme goldne Handsalbe entrichten zu lassen; es ist die Zeit, in der jener Bischof von Olmütz die Anklage, die einst Liutprand gegen die Italiener gerichtet, in Bezug auf die Deutschen wiederholt hat. In dem größten Contraste mit diesem Verfalle der politischen Form stand dagegen die schwellende Lebenskraft des nationalen Gehalts, und kein schlagenderer Beweis für die Schädlichkeit der Kaiserpolitik läßt sich beibringen, als das Auf-

blühn der bedeutendſten Intereſſen nach ihrem Sturze trotz der mit dem 13. Jahrhundert hereingebrochenen politiſchen Anarchie. Im Innern litt allerdings die Wiſſenſchaft unter der Unruhe der Verhältniſſe und der Unſicherheit des Rechtszuſtandes; und auf dem moraliſchen Gebiete wiederholte ſich die Erſcheinung, die wir ſchon in der karolingiſchen Zeit beobachteten, daß mit der Macht der Hierarchie die Ausgelaſſenheit der Sitten in gleichem Verhältniß gewachſen war. Dafür bewies die Nation ihre praktiſche Kraft in einer Entfaltung der Gewerbe und des Handels, welche für zwei Jahrhunderte Deutſchland an die Spitze der maritimen Völker Europa's ſetzte, und unſer Land commerciell wie geographiſch zum Bindeglied des Oſtens und Weſtens, des Nordens und Südens machte. Und dieſe materielle Erhebung verband ſich zugleich mit einem Schönheitsſinn, der mehrere Menſchenalter hindurch die Grenze zwiſchen Kunſt und Handwerk völlig verwiſchte, und in der Architectur und Ritterpoeſie ſich zu Erzeugniſſen ewiger Dauer und weltgeſchichtlichen Glanzes entwickelte. Nach Außen aber wurde jetzt durch die Kraft der Einzelnen und die Bewegung der Maſſen vollendet, was Karl und Otto und Heinrich III. immer neu begonnen und die Nachfolger derſelben immer wieder hatten zu Grunde gehn laſſen, die bleibende und vollſtändige Germaniſirung des Oſtens, in Mecklenburg und Pommern, Brandenburg und Preußen, Schleſien und halb Böhmen, Steyermark und Siebenbürgen. Den entſcheidenden Wendepunkt dafür hatte Heinrich der Löwe gegeben, zuerſt ohne kaiſerliche Hülfe, dann in offenem Gegenſatze zur Politik Friedrich I. Er ſelbſt war freilich dem ſtrafenden Gerichte des Kaiſers und dem grollenden Neide ſeiner Vaſallen und Nachbarn erlegen: aber was er verkündet hatte, blieb ſeitdem der herrſchende Zug der Nation, die kategoriſche Abwendung von den nutzloſen Romfahrten, um alle überflüſſige Kraft auf das näher liegende, fruchtbare Feld zu ergießen und dort den Keim für die leitenden Mächte der deutſchen Zukunft zu pflanzen.

Wir haben ſchon oben einmal von der Phraſe geredet, welche die Verehrer des Kaiſerreichs zu wiederholen lieben, daß ohne

dieſe Weltregierung des geſammten Occidentes der Kreis der germaniſchen und romaniſchen Völker gegen die Angriffe des Auslandes, ſei es der muhamedaniſchen Welt, ſei es der nordiſchen, ſlaviſchen, magyariſchen Heiden nicht hätte bewahrt werden können. Hier, wo wir die vier Jahrhunderte der Kaiſerzeit abſchließend überſehn können, erhellt der gänzliche Ungrund dieſes Satzes. Die einzige auch nur ſcheinbare Thatſache, die ſich dafür beibringen läßt, iſt die Bedrängniß der fränkiſchen Reiche nach der Zerrüttung der karolingiſchen Macht: ein Verhältniß, welches in der That nichts beweiſt als die gar nicht erſt zu erweiſende Wahrheit, daß ein Weltkaiſerthum beſſer iſt als eine allgemeine Anarchie, welches aber nicht das Mindeſte mit unſerer Frage zu thun hat, ob eine ſolche Univerſalmacht oder ob nationale Staatsgewalten für das Gedeihn der Völker wirkſamer ſind. Sehn wir uns nun ſonſt nach den entſcheidenden Siegen unſerer Nationen über Saracenen und Barbaren um, ſo hat den Islam aus Gallien zurückgeworfen Karl Martell und nicht das Kaiſerthum, ſo haben Magyaren König Heinrich die entſcheidende Niederlage beigebracht, und nicht das Kaiſerthum, ſo hat die Araber aus Süditalien das Normannenſchwert verdrängt, und nicht das Kaiſerthum, ſo hat endlich die Coloniſirung des deutſchen Oſtens das deutſche Volk vollbracht, und nicht das Kaiſerthum. Und beiläufig bemerkt, die Rivalin des Kaiſerreichs um die Weltmacht, die römiſche Curie, hat ſich in dieſen auswärtigen Angelegenheiten der Chriſtenheit nicht befähigter gezeigt als ihr kaiſerlicher Gegner. Von 1099 bis 1250 hat ſie die Kräfte Europa's für die Kreuzzüge in Bewegung geſetzt; niemals aber ſind größere Heeresmaſſen für eine ſchlechter geſtellte Aufgabe elender geleitet und nutzloſer hingeopfert worden. Für Ruhm und Sicherheit nach Außen haben dieſe Weltherrſcher nicht mehr geleiſtet als für Freiheit und Bildung im Innern. So erſcheint überall daſſelbe Ergebniß. Wie furchtbar die Vergeltung war, welche über das deutſche Reich als den Hauptträger der kaiſerlichen Weltmacht hereinbrach, wie lange die politiſche Anarchie in Folge des päpſtlichen Sieges

auf ihm laſtete: immer war es ein Glück für die Welt und die erſte Grundlage eines europäiſchen Fortſchrittes, daß die beiden „Schwerter“ im Kampfe gegen einander abgeſtumpft, und durch den Ruin der theokratiſchen Gewalten neue nationale Bildungen möglich geworden waren.

Nationale Bestrebungen. Wiedererhebung des Kaiserthums.

Nach dem Tode Karls des Großen brauchte Deutschland ein volles Jahrhundert bis zur politischen Herstellung unter dem ersten Heinrich. Fast die doppelte Zeit verging nach dem Falle des staufischen Kaiserthums, bis die Nation sich eine neue Verfassungsform herausgearbeitet hatte. Es ist unthunlich, an dieser Stelle alle Fäden dieser nur zu verwirrten Bestrebungen zu verfolgen; es ist aber möglich und nöthig, die Hauptgesichtspunkte hervorzuheben.

Die nationale Staatsgewalt war auf die tiefste Nichtigkeit zurückgebracht. Da die Substanz des Volkslebens aber ihre Kraft bewahrt hatte, so begann das Werk der Reproduction auf der Stelle, an hundert Punkten, in mannichfaltiger Richtung. Eine Zeitlang war es zweifelhaft gewesen, ob das Reich auch nur dem Namen nach wieder Könige erhalten sollte, hier war es vornehmlich eben die Kirche, welche das starke Kaiserthum zertrümmert hatte, welche jetzt ein Gegengewicht gegen die Willkür der Fürsten bedurfte, und demnach die nominelle Fortdauer der monarchischen Form entschied. Eine rasche und planmäßige Herstellung aber irgend einer Reichsgewalt, welche diesen Namen verdient hätte, war nicht so leicht zu erzielen.

Da im Gegentheil die mächtigste Classe der Einwohner, die Fürsten, ein bestimmtes Interesse gegen jeden Versuch dieser Art hatte, so konnte ein solches Ergebniß nur die Folge langer, thatsächlicher Entwicklung sein. Hier war nun eine doppelte Möglichkeit gegeben.

Entweder konnte es irgend einem unter den Machthabern gelingen, seine territoriale Gewalt so weit zu steigern, daß er allmählich die Andern sämmtlich unter seine Hoheit beugte, und damit thatsächlich die deutsche Monarchie erneuerte. Oder die Herstellung vollzog sich von unten auf in dem Wege der Einung, so daß eine Genossenschaft sich an die andere schloß, ihr Bündniß endlich alle Glieder des Reiches umfaßte, und die Statuten desselben damit eine neue Reichsverfassung darstellten. Wir finden nun, daß vom ersten Augenblicke beide Tendenzen neben einander wirksam waren, zuweilen sich unterstützend, häufiger sich kreuzend und befeindend, und so das ersehnte Ziel von Jahr zu Jahr hinausrückend.

Für die Erhöhung einzelner Fürstenhäuser bot noch immer der Besitz der Königs- oder Kaiserkrone ein sehr ausgiebiges Mittel, vermöge der persönlichen Ehre, die sie dem Inhaber übertrug und dem Rechte der Verleihung eröffneter Reichslehn. Durch jene fand er den Zugang zu folgenreichen Ehebündnissen, durch diese die Möglichkeit, seine Verwandten und seine Dynastie mit wichtigen Territorien zu bereichern. Mit diesen Mitteln gewann das Haus Habsburg Oesterreich und eine erste Anwartschaft auf Böhmen, es erlangte weiterhin das Haus Wittelsbach für einen Augenblick Tyrol, Brandenburg, Holland, Seeland, Hennegau, es vereinigte auf längere Zeit das Haus Luxemburg die Herrschaft über Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, Ungarn. Ein Besitz, wie der letztgenannte hätte unter günstigen Verhältnissen die Möglichkeit gewährt, auf seinem Grunde die Hoheit des Reiches in der kräftigsten Weise wieder aufzubauen.

Daneben wimmelte das Reich im 14. Jahrhundert von Associationen der verschiedensten Art. Bald hatten sie vorübergehenden Charakter, wie die Abreden eines Landfriedens in einem Bezirke auf gewisse Zeit. Bald zeigten sie bleibenden Bestand innerhalb eines Territoriums, wie die Corporationen, in denen die Landstände sich gegenüber dem Fürsten geltend machten. Bald erstreckten sie sich weit durch mehrere Territorien hindurch, wie der Verein der friesischen Bauerschaften, der geschworene Bund der

ſchweizer Bauern und Städte, die mächtige Genoſſenſchaft der Hanſa, die Geſellſchaften des ritterlichen Adels, die zahlreichen, ſtets wechſelnden Bündniſſe der Fürſten, der immer feſter zuſammenſchließende Verein der Churfürſten.

Alle dieſe Einigungen waren in unaufhörlicher Bewegung, anwachſend, zerfließend, neu emporſtrebend, unaufhörlich die eine gegen die andere thätig, hier für die Unterſtützung dort zur Bekämpfung des Königthums unter den Waffen. Welche politiſche und militäriſche Bedeutung damals die Form der Aſſociation beſaß, erhellt ſattſam aus den Erfolgen der Hanſa im Norden und der Eidgenoſſenſchaft im Süden; jede derſelben erhob ſich zu europäiſcher Macht; es war offenbar keine Chimäre, auf dem Wege der freien Einigung die Reſtauration des Reiches anzuſtreben.

Unter all dieſen Wirren und Kämpfen war das nationale Bewußtſein ſo beſtimmt wie niemals früher entwickelt und in allen Claſſen verbreitet. Das alte Kaiſerthum hatte das ſeinige dazu beigetragen, indem es den Deutſchen eine Zeitlang das Gefühl der herrſchenden Nation in Europa gegeben hatte: dazu war jetzt eine große Literatur in deutſcher Zunge gekommen, die ſeit dem 14. Jahrhundert immer mehr auch die niedern Stände berührte und erfüllte; in den Colonien des Oſtens fanden ſich Elemente aller deutſchen Stämme in gemeinſamem Gegenſatze zu den unterlegenen oder verdrängten Slaven; wie in der Literatur gewann auch in den Staatsgeſchäften die nationale Sprache die Oberhand über die kirchliche. Seit Gregor VII. bis zum Sturze der Hohenſtaufen hatte die Entwicklung der Welt ſich in der Richtung bewegt, alle Staaten in dem Weltreich der lateiniſchen Chriſtenheit aufzulöſen; jetzt begann die entgegengeſetzte Strömung auf Zerſetzung dieſer weiten Einheit nach den beſondern Nationalitäten, ſofort mit großem Erfolge in Frankreich und England, und wenigſtens mit nachhaltiger Kraft auch in unſerem Vaterlande.

Einen großen politiſchen Ausdruck gewann ſie zum erſten Male in der Zeit Kaiſer Ludwig des Bayern. Dieſer Fürſt ſtieg mit geringer Hausmacht auf den deutſchen Thron, lange Zeit ohne Ausſicht, ihn zwiſchen den mächtigern Habsburgern und Luxem-

burgern zu behaupten, noch dazu von dem Papſte und deſſen Organen auf das heftigſte angefeindet. Er war kein hervorragender Geiſt, und noch weniger ein großer Charakter, aber er hatte Willenskraft genug, den Streit aufzunehmen und beſaß hinreichende Einſicht, um ſeine natürlichen Verbündeten zu erkennen. Gegen Friedrich von Oeſterreich, den König des ritterlichen Adels, ſtützte er ſich auf die Freundſchaft und Beihülfe der Städte: gegen den Haß des von Frankreich geleiteten Papſtes ſchirmte er ſich durch Anrufung des nationalen Gedankens. Mit unvermutheter Kraft erhob ſich, wie etwas früher in Frankreich, ſo jetzt auch in der Umgebung des deutſchen Königs, eine politiſche Literatur, welche den vollſten Proteſt gegen das theokratiſche Syſtem einlegte, und dem Staate als höchſten Beruf, nicht wie einſt Kaiſer Karl und Otto den Schutz der römiſchen Kirche, ſondern nach dem Muſter des Ariſtoteles die Pflege des Volkes und die nationale Wohlfahrt zuwies. Wenn der Papſt kraft ſeiner geiſtlichen Machtvollkommenheit den Ludwig, den man den Bayern nenne, vor ſein Gericht geladen, und von ſeiner Beſtätigung die Führung des königlichen Amtes abhängig erklärt hatte, ſo fanden die deutſchen Publiciſten, daß der König ſein Recht einzig von ſeinem Volke, nach dem Beſchluſſe des größeren und beſſeren Theiles, erhalte, und wo ſolch ein Beſchluß, wie hier in der Wahl der Churfürſten vorliege, habe die Stimme jedes Fremden, auch wenn er Papſt wäre zu ſchweigen. Wie man ſieht, trat dieſe Staatslehre, welche die Mehrheit der Churfürſten ohne Weiteres als Ausdruck und Vertretung der Nation anerkannte, nicht gerade radical und im Sinne des allgemeinen Stimmrechts auf: immer aber lag ihr eine populare Tendenz zum Grunde, und wie die Freiheit der Nation gegenüber dem päpſtlichen Weltſtaate, ſo ſtellte ſie auch das Princip der Majorität jenem der Autorität mit vollem Nachdruck entgegen. Eine ſolche Verbindung demokratiſcher und nationaler Stimmungen lag hier unabweislich in den Verhältniſſen. Der Zuſtand, aus welchem die Nation und ihr König ſich empor zu ringen ſuchten, war einſt herbeigeführt worden durch das Bündniß des Papſtes mit dem deutſchen Fürſten-

adel; ſein Ergebniß war die päpſtliche Weltmacht und die Ungebundenheit jedes hochadlichen Herrn; die Kirche ſelbſt war mit Ausnahme der Bettelmönche in ihrem ganzen Beſtande adlich geworden. So war die Parteiſtellung auf das Deutlichſte bezeichnet. Wie Clerus und Adel, oder wenn man will, wie Papſtthum und Junkerthum auf der einen, ſo fanden ſich König und Volk und wer von den Fürſten das nationale dem Standesintereſſe vorzog, auf der andern Seite zuſammen. Einen Moment vereinigten ſich ſämmtliche Churfürſten in dieſer Geſinnung um den Thron; während die Städte des Reiches von Anfang an Ludwigs beſte Anhänger geweſen, und die Volksmaſſen aller Lande durch die Bettelmönche gegen die Habgier und Herrſchſucht der hohen Prälaten in Bewegung geſetzt waren. Alle Elemente zu einer ſiegreichen Erhebung des nationalen Königthums waren vorhanden. Unglücklicher Weiſe war Ludwig der Bayer einer ſolchen Aufgabe perſönlich bei Weitem nicht gewachſen. Tapfer und gutmüthig, aber auch weich und erregbar nach allen Seiten kam er nie zu einem ganzen Entſchluſſe, zu vollem Ueberblick und feſter Beſtändigkeit. Sein Verſtand begriff das Heraufſteigen einer neuen Zeit, ſein Herz war noch erfüllt von den Affecten des alten Zuſtandes. Indem er dem Papſtthum die Freiheit der nationalen Krone abzuringen ſuchte, fürchtete er im Stillen von dem päpſtlichen Fluche die ewige Verdammniß. Indem er die Conſtituirung einer ächten Reichs- und Staatsgewalt anſtrebte, konnte er ſich nicht verſagen, in alter Fürſtenart nach rechtloſer Vergrößerung ſeines Hauſes zu trachten. So ging ſein Leben in ſtetem Wechſel geräuſchvoller Erhebung und nichtigen Ergebniſſes dahin.

Sein Nachfolger, Kaiſer Karl IV., war eine Natur von anderem Stoffe. Ein beſonnener, überall nüchterner Praktiker, ein kluger Rechner, ein vorſichtiger Haushalter, ein unbarmherziger Realiſt. Erfüllt von dem Sinne für Macht und Zucht und Ordnung, ſah auch er, daß die Kirche und das Reich einer Reform bedürften, daß jene durch die Weltherrſchaft verweltlicht, dieſes durch die Anarchie zerrüttet ſei. Aber es erſchien ihm höchſt verkehrt, ſich deshalb mit den Gewalten des vorhandenen Zuſtandes

in offene, allseitige Feindschaft zu setzen; er machte gerade den umgekehrten Versuch, durch eine Coalition mit den Mächtigsten eine neue Reichsverfassung zu Stande zu bringen. Dies ist der leitende Gedanke seines berühmten Grundgesetzes der goldenen Bulle. Es ordnete die Königswahl durch die Mehrheit der Churfürsten, gab diesen die wichtigsten Vorrechte für ihre Territorien, und lud sie ein, alljährlich mit dem Kaiser die Reichsangelegenheiten zu berathen. Es war damit ein Keim gelegt, aus dem sich, nachdem das Königthum für sich allein zur Reichsregierung zu schwach geworden, eine neue Reichsgewalt in dem Churfürstencolleg unter Vorsitz des Kaisers hätte entwickeln können.

Es blieb aber auch dieses Mal bei den Worten. Karl selbst band sich nicht an die Vorschriften der Bulle, wo sie ihm gerade unbequem waren, der Papst eiferte dagegen, die Fürsten zeigten schwaches Interesse. Karls Nachfolger, König Wenzel, fand die Zerrissenheit und Unordnung in Deutschland so groß wie jemals früher, ja noch gesteigert, da zugleich die Kirche durch das Schisma, die wechselseitige Befehdung zweier Gegenpäpste und das Auftreten der Ketzereien Wycliffe's und Hus' in das heftigste Schwanken gerieth. Dem lebhaften, rechtschaffenen, aber sinnlichen und unbesonnenen Jüngling waren diese endlosen Händel zuwider. Auf dem Sterbebette hatte ihm sein schlauer Vater die drei Rathschläge gegeben: spare dein Geld, halte dich gut mit den Pfaffen und sei der deutschen Fürsten Freund. Er schlug sie am ersten Tage in den Wind, begünstigte den berühmten und frommen Hus, und schenkte in Deutschland nicht den Magnaten, sondern den Städten seine Sympathie. Nicht ohne Erfolg machte er den Versuch, die verschiedenen Associationen im deutschen Südwesten zu vereinigen, und auf dem Wege einer solchen Bundesverfassung das Reich in neuer Weise zu organisiren. Allein nach wenigen Jahren wurden seine Pläne durch einen heftigen Conflict zwischen Städten und Adel zersprengt, und durch die Niederlage der Städte die Reichsverfassung und der König selbst zu völliger Nichtigkeit verurtheilt. Es folgte eine Zeit der ärgsten Verwirrung und Auflösung, in der Kirche drei Päpste, in Deutschland drei Könige,

dann nach Beendigung des kirchlichen Schisma und der Anerkennung des Kaiser Sigismund die furchtbare Revolution der Hussiten, welche ihre siegreichen Waffen durch halb Deutschland trugen. Der Boden des mittelalterlichen Daseins erzitterte in seinen Fundamenten.

Das Uebermaaß der Noth schärfte dann den Trieb der Besserung. Wie die Reform der Kirche wurde auch die Erneuerung der Reichsverfassung das feste Thema aller fürstlichen Versammlungen. Zu Sigismunds Zeit führte dies zu dem großen Baseler Concil, zu einer Kriegs- und Kriegssteuer-Ordnung. Ehe aber etwas entschieden war, starb Sigismund, und seine Nachfolger, die Habsburger Albrecht II. und darauf Friedrich III., fanden lange Jahre über ungarischen und böhmischen Händeln keine Zeit, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. So weit das Reich überhaupt bestand, wurden seine Geschäfte von den Churfürsten besorgt: dazu hatte, mehr als die Vorschrift der goldnen Bulle, die Noth der Hussitenkriege geführt. In der Sache hatten die Wenigsten von ihnen ein wahrhaft patriotisches Interesse, der Gedanke an ihre dynastische und territoriale Macht überwog bei Weitem den nationalen. Es ist darum nicht weniger merkwürdig, wie sie in ihrer Mehrheit sich zu den großen Fragen der Kirchen- und der Reichsverfassung stellten. Fort und fort wiederholt sich aus diesen Kreisen das Begehren, daß der fremdländische Einfluß der römischen Curie, insbesondere in ihren finanziellen Vorrechten beschränkt, so wie daß an die Stelle der bisherigen Anarchie ein geordnetes, gemeinsam von Kaiser und Fürsten zu führendes Reichsregiment gesetzt und dieses mit Erhaltung des Landfriedens im Innern und Lenkung des Kriegswesens nach Außen beauftragt werde. Mochten die Motive der Antragsteller sein, welche sie wollten: es ist einleuchtend, daß solche Schritte in jedem Falle die Sache der nationalen Reform befördern mußten. In den Jahren 1440 bis 1464 wurde über diese Dinge unaufhörlich verhandelt, und mehr als einmal schien die Krisis mit unwiderstehlichem Nachdruck ihren Verlauf nehmen zu wollen.

Allein nicht so leicht waren die alten Gewalten aus ihren

Wurzeln zu heben. In der großen Parteigruppirung trat eine neue, äußerſt folgenreiche Wendung ein. Kaiſer und Papſt, deren Vorgänger Jahrhunderte hindurch um die erſte Stelle in dem geiſtlich-kriegeriſchen Weltſtaat gekämpft hatten, wurden inne, daß es ſich jetzt um die Exiſtenz ihres ganzen, gemeinſamen Bodens handele. Die tiefe Gleichartigkeit der beiden Würden trat nach der langen Rivalität wieder in den Vordergrund. Der Kaiſer und der Papſt wurden gleich ſehr durch die ſtändiſchen Forderungen und den nationalen Ruf nach Reform beläſtigt, und traten zur Erhaltung des Beſtehenden in die engſte Verbindung. Unterſtützt durch das Factionstreiben unter den deutſchen Fürſten ſelbſt gelang es ihnen, den Angriff, zuerſt des Baſeler Concils, dann der churfürſtlichen Mehrheit vollſtändig zurückzuſchlagen.

Während des Kampfes hatten ſie um die Wette die Herſtellung des Reiches und die Beſſerung der Kirche verheißen; ſeit erlangtem Siege aber bewährten ſie, nach löblichem Brauche aller Zeiten, ihre conſervative Geſinnung durch das Conſerviren aller überlieferten Mißbräuche. Ein Verhalten, gleich verhängnißvoll für Kaiſerthum und Kirche. Damals erfüllte ſich die Nation mit der Ueberzeugung, daß von dem freien Willen dieſer Machthaber auch nicht die mäßigſte Reform zu erwarten ſei, ſondern daß das Volk nur auf ſeine eigne Kraft ſeine Hoffnung zu ſetzen habe.

Das Kaiſerthum hatte die alte theokratiſche Bahn wieder aufgeſucht. Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daß in demſelben Momente auch die Tendenz zur Weltherrſchaft wieder neues Leben gewann.

In derſelben Zeit, in welcher des Kaiſers Bündniß mit dem Papſte zu Stande kam, that Friedrich III. auch den erſten Schritt zu jener Reihe von Ehebündniſſen, welche ſeinen Urenkel zum Herrn des Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, machen ſollten. Der blondlockige Maximilian heirathete die Erbtochter von Burgund und Niederland, vermählte dann ſeinen Sohn mit der Erbtochter von Spanien, Neapel und beiden Indien und erwarb ſeinem Hauſe Ausſichten auf die Thronfolge in Ungarn und Böhmen. Mit einem Male fand ſich der Inhaber der römiſchen Kaiſerkrone wieder auf der Straße zu weltbeherrſchender Macht;

wieder, wie zur Zeit des großen Otto, war in seinem Rathe tagtäglich von Burgund und Rom, von Mailand und Sicilien, von der völligen Unterwerfung Italiens die Rede, und das Verhältniß zu Spanien schien reichlich für die Gefahr zu entschädigen, welche die Rivalität des gewaltigen und ehrgeizigen Königs von Frankreich drohte. Friedrich III. hatte unter Hunger und Kummer das sicherste Vertrauen auf die kommende Weltmacht seines Geschlechtes, Maximilian lebte und webte in ehrgeizigen Plänen und Phantasien, die ihre Fäden um alle Länder und Kronen Europa's umherspannen. So wurde die deutsche Nation, in einem Augenblicke, wo alle ihre Bedürfnisse und Gedanken auf ihre innere Ordnung gerichtet waren, auf's Neue durch ihre Herrscher in die Strudel einer grenzenlosen Eroberungspolitik hineingerissen.

Es ist einleuchtend an sich selbst, und bald genug durch die Erfahrung bestätigt worden, wie sehr durch diese Verwicklung die deutsche Verfassungssache erschwert werden mußte.

Um das Jahr 1490 war die Bewegung der Nation energischer, verbreiteter, einmüthiger als jemals früher. Die Städte, welche seit König Wenzels Zeiten sich unmuthig und mißtrauisch abseit gehalten, und sich gegen die Reichsgewalt lieber decken, als an ihr hatten Theil nehmen wollen, gaben diese separatistische Haltung auf und sandten regelmäßig ihre Botschafter zu den Reichstagen, welche dadurch an politischer Macht und populärem Ansehn im höchsten Maaße gewannen. In dem vornehmsten Colleg, dem der Churfürsten, stand jetzt als wichtigster Führer ein ebenso warmer Patriot wie bedeutender Staatsmann, der Erzbischof Berthold von Mainz; seinem rechtschaffenen, verständigen und festen Bestreben gelang es, die Mehrzahl der großen Fürsten, vor Allen das Haus Wittelsbach für die Reichsreform zu gewinnen. Mit der wachsenden Entschlossenheit des Willens klärten sich auch die Gedanken; man ging daran, die praktischen Bedürfnisse und die Mittel und Wege der Abhülfe genau und deutlich in das Auge zu fassen. Auch für uns, die wir unter ähnlichen Uebeln leiden, ist es gut, die damaligen Meinungen uns bestimmt zu vergegenwärtigen.

Sie gehn vornehmlich auf drei Punkte. Man will ein höchstes

Reichsgericht, beſoldet vom Reiche, beſetzt von Kaiſer und Ständen, unabhängig nach allen Seiten, zur Wahrung des innern Friedens. Man will eine allgemeine Reichsſteuer, im Auftrage des Reiches in allen Territorien nach der Kopfzahl der Bevölkerung einzuſammeln, von einem Reichsſchatzmeiſter zu bewahren, ausſchließlich für den Unterhalt eines immer ſchlagfertigen Reichsheeres beſtimmt. Man will eine jährlich zuſammentretende Reichsverſammlung, die, ſo lange ſie tagt, in ihrer Geſammtheit, in den Zwiſchenmonaten aber durch einen Ausſchuß, gemeinſam mit dem Kaiſer die Verwendung jener Gelder und Truppen regulirt und überwacht. Dieſe Grundgedanken werden vielfach variirt; ſie erſcheinen je nach den Umſtänden bald in engerer, bald in weiterer Faſſung; im Weſentlichen aber ſind es ſtets dieſelben Forderungen, welche auf allen Reichstagen von 1491 bis 1504 den Gegenſtand der Berathungen bilden. Niemand denkt an eine Beſchränkung der Territorialgewalt in Dingen, die wir jetzt innere Angelegenheiten nennen würden: was man begehrt iſt Verzicht auf das Fehderecht und folglich zum Schutz des Landfriedens ein Reichsgericht; es iſt weiter eine einheitliche Reichspolitik nach Außen und folglich Reichsſteuer und Reichsheer, Reichsregiment und regelmäßiger Reichstag.

Man erkennt ſofort, daß bei aller Verſchiedenheit der Zeiten, der Formen, der Mittel, die Tendenz dieſelbe war, welche auch im 19. Jahrhundert die nationale Partei verfolgt. Als dieſe Tendenz im Jahre 1495 den Wormſer Reichstag beherrſchte, war ſie keine willkürliche Erfindung radicaler Neuerer oder doctrinärer Profeſſoren: ſie war das Ergebniß einer zweihundertjährigen Lehrzeit, die Frucht blutiger Leiden, wiederholter Kämpfe, ſchrittweiſer Aufklärung. Die Nation, durch das Kaiſerthum und deſſen Kataſtrophen in völlige Anarchie geworfen, hatte durch ſechs Generationen hindurch auf allen Wegen und in allen Syſtemen die Herſtellung verſucht: die geſchichtliche Summe all dieſes Strebens und Ringens legte jetzt Erzbiſchof Berthold dem Kaiſer Maximilian zur Annahme vor. In früheren Jahren, als Max, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, der deutſchen Hülfe in Sachen ſeiner bur-

gundiſchen und ungariſchen Anſprüche bedurfte, hatte er den Ständen die beſten Verheißungen ertheilt: es gab viele vertrauensvolle Gemüther, welche von ihm, der ſich gern einen König von Germanien nannte, den raſchen und glänzenden Aufbau eines verjüngten Germaniens erwarteten.

Aber das neue Kaiſerthum ſtand ſeiner Natur nach in ebenſo ſchneidendem Widerſpruch zu den Intereſſen der deutſchen Nation wie das alte.

Die Frage, welche an Maximilian erging, lautete dahin, welches von beiden er vorziehe, ob eine ſtarke Reichsgewalt, die er aber nur gemeinſam mit den Ständen und nach feſter Ordnung zu führen hätte, oder die bisherige Anarchie, dabei aber die Hoffnung, dieſelbe willkürlich für ſeine dynaſtiſchen Zwecke auszubeuten.

Als dieſe Frage ihm vorgelegt wurde, forderten nach Außen mehrere der wichtigſten Reichsintereſſen einen kräftigen Schutz, deſſen Möglichkeit unmittelbar von dem Gelingen der neuen Verfaſſung abhing. Im Norden hatte das deutſche Ordensland Preußen die von Polen früher erzwungene Lehnshuldigung verweigert, wurde deshalb von dem Polenkönig heftig bedroht, und baute auf das von vielen Fürſten gegebene Verſprechen deutſchen Schutzes. Im Süden gehörten die Schweizer Eidgenoſſen ſtaatsrechtlich noch zum Reiche, waren auch bereit, dabei zu bleiben, wenn die neue Verfaſſung ihnen bequem wäre, zeigten ſich aber ſehr empfindlich gegen Geldforderungen und nachbarliche Eingriffe, und wurden von einer franzöſiſchen Partei eifrig gegen den Kaiſer bearbeitet, um dieſem die Wege nach Italien zu ſperren. Im Oſten beherrſchte der König von Ungarn auch Böhmen, welches Land dadurch factiſch ſo gut wie aus dem Reichsverbande geriſſen war: hier hatte man ein ſicheres Mittel, den deutſchen Einfluß herzuſtellen, wenn man mit Nachdruck die chriſtlichen Intereſſen an der Donau gegen die Türken vertheidigte.

Dieſe Verhältniſſe nahmen, was Deutſchland an verfügbaren Kräften beſaß, vollſtändig in Anſpruch, und verboten ſo beſtimmt wie möglich die Uebernahme weiterer Aufgaben. Vor Allem wäre nichts erheblicher geweſen, als wenigſtens bis zur Vollendung der

Verfassung, den Friedensstand mit Frankreich zu bewahren. Die Mehrheit der deutschen Fürsten war davon auf das Bestimmteste durchdrungen.

Aber völlig entgegengesetzten Sinnes war der Kaiser.

Mit empfindlichem Widerstreben nahm er die Reformanträge auf. Er hatte keinen andern Gedanken, als den König von Frankreich zu bekriegen, und zwar zu doppeltem Zwecke, einmal um ihm das letzte Stück des burgundischen Erbes, das Herzogthum Bourgogne, zu entreißen, sodann um ihn für seinen Angriff auf Neapel zu strafen, und überhaupt in Italien die kaiserliche Herrschaft an die Stelle der französischen zu setzen. Da er hierzu deutschen Geldes und deutscher Truppen bedurfte, so machte er widerwillig genug einige Zugeständnisse in der Verfassungssache, ließ aber gleich nach Empfang des Geldes die neuen Einrichtungen auf das gründlichste wieder verfallen. 1498 erschien er, in Italien besiegt, mit neuen Geldforderungen, und die ständische Mehrheit, um ihn bei der Reform der Verfassung zu halten, ließ sich zu dem verhängnißvollen Schritte bestimmen, zur Genehmigung der kaiserlichen Kriegspolitik. Zwar gewann bald nachher, als Maximilians Waffen aller Orten schlechten Fortgang hatten, die Partei des Friedens und der Verfassung noch einmal das Uebergewicht, und nöthigte dem Kaiser als Theilnehmer an der Regierung ein ständisches Reichsregiment auf. Aber Maximilian, auf das heftigste erbittert, so eben in seinem Ehrgeiz durch die spanische Heirath seines Sohnes auf das höchste gesteigert, raffte jetzt in Deutschland alle Mittel des kaiserlichen Einflusses zusammen. Das Glück kam ihm entgegen, indem der wichtigste Genosse Erzbischof Berthold's, das Haus Wittelsbach, sich in innerem Hader spaltete, und Bayern gegen Pfalz mit heftiger Leidenschaft auf die Seite des Kaisers trat. Pfalz wurde besiegt, Berthold starb bald nachher, der Verein der Churfürsten und das Reichsregiment war zersprengt. Die kaiserliche Politik triumphirte und mit der nationalen Verfassung war es vorbei. Zwar das Reichskammergericht blieb bestehn, und allmählich wurde auch eine Kreisordnung für Erhaltung des Landfriedens durchgeführt. Aber selbst diese erschien nicht als das

Gebot einer nationalen Gesetzgebung, sondern überall als das Belieben einer freien Association: von einer festen Ordnung des Reichsregiments war gar nicht mehr, statt von der Reichssteuer war nur noch von Matricularumlagen die Rede. Alle Einrichtungen setzten die Selbstständigkeit der Territorien voraus, und wer nicht hinzutreten wollte, blieb eben draußen. Dies geschah Seitens der Schweiz, die sich damit für immer von dem Reiche trennte, Böhmens und Mährens, die auch später nur in mittelbare Verbindung mit demselben traten, und des preußischen Ordenslandes, welches sich ohne jegliche Hülfe der polnischen Uebermacht Preis gegeben fand. Mit solchen Verlusten für das Reich kündigte sich die Wiedererhebung des Kaiserthums an. Wie hätte es anders sein können? Mit der dynastischen Welteroberung vertrug sich keine constituirte deutsche Nation, welche der Politik ihres Oberhauptes Maaß und Regel nach den nationalen Interessen und Bedürfnissen gegeben hätte: um die Streitkräfte Deutschlands für die habsburgische Weltherrschaft ausnutzen zu können, hatte der Kaiser — wenn wir den modernen Ausdruck gebrauchen dürfen — die Auflösung des Bundesstaats in den Staatenbund erstrebt und durchgesetzt.

Seitdem warf sich nun Maximilian mit lebhaftem Eifer in seine spanisch-französisch-italienischen Händel. Die deutschen Stände blieben gegen diese schimmernden Lorbeeren ebenso gleichgültig, wie ihre Vorfahren bei den italienischen Kämpfen der letzten Hohenstaufen. Maximilian erklärte darauf, da man ihn so schlecht unterstütze, so könne er sich bei seinen Eroberungen, Verträgen und Vergebungen auch nicht an das Interesse des Reiches binden. Sein Enkel Karl, auf den nach dem Tode des Sohnes alle Hoffnungen und Ansprüche des Hauses Habsburg übergingen, wurde in Belgien als Franzose erzogen und lernte sich dann als König von Spanien fühlen. Die deutsche Sprache hat er sein Leben lang nur gebrochen geredet.

So gingen diese Dinge ihren Gang. Als Karl V. den deutschen Thron bestieg, hatte die Lage eine neue Verwicklung durch den Ausbruch der großen kirchlichen Bewegung erhalten, welche das Bedürfniß einer nationalen Organisation, einer wahrhaft deutschen

Reichsgewalt doppelt fühlbar machte. Daß irgend eine kirchliche Reform nothwendig war, darüber läßt die Geſchichte des ganzen 15. Jahrhunderts mit ſeinen gewaltigen Europa durchfluthenden Kämpfen nicht den Schatten eines Zweifels übrig: was in Frage ſtand, war nicht das Ob, ſondern das Wie und Wieweit. Nur darum konnte es ſich handeln, ob die Reform ſich auf dem Boden der beſtehenden Zuſtände und unter der Leitung der überlieferten Gewalten, oder ob ſie mit völliger Losreißung von dem bisherigen Kirchenrechte ſich vollziehn ſollte. Wer die Frage von dem Standpunkte des folgerichtigen Proteſtantismus erwägt, wird das Eintreten der letzten Alternative für ein Glück halten: wer die religiöſe Spaltung der Nation beklagt, wird das Mißlingen der erſtern bedauern müſſen. Nun iſt aber keine Wahrheit einleuchtender, als daß das Scheitern der legalen Reform in Deutſchland ausſchließlich und nothwendig die Folge der politiſchen Kataſtrophe in der Verfaſſungsſache war. Es gab im deutſchen Reiche überhaupt keine Reichsgewalt mehr, welche die gewaltige Aufgabe hätte in die Hand nehmen können. Als die lutheriſche Bewegung begann, waren die einzelnen Territorien bereits ſo gut wie ſouverän; es lag in der Natur der Dinge, daß jedes von ihnen die religiöſe Frage für ſich nach eigenem Ermeſſen entſchied. Des Kaiſers Geſinnung aber gehörte durch ſein Herkommen der ſpaniſchen Nation an, der einzigen damals in Europa, welcher überhaupt das Wort Reform als eine Gottloſigkeit erſchien, und nach ſeiner italieniſchen Politik war ihm kein Verhältniß wichtiger als die feſte Freundſchaft der römiſchen Curie. Wer die Beziehungen der Welt nach planmäßiger Berechnung verderblich für das nationale Intereſſe Deutſchlands in der großen Kriſis hätte einrichten wollen, hätte nicht anders verfahren können als Karls Vorgänger es gethan.

Für Karl V. war das deutſche Reich nur eine einzelne Provinz, und eine Provinz nicht einmal erſten Werthes, in dem ungeheuern Reiche, welches ſeine Gebote in America und Africa, in Spanien, Italien, und bald auch in Böhmen und Ungarn verkündete. Man ſagt wohl, dieſe Machtanhäufung habe für Deutſchland wenigſtens den Nutzen gebracht, daß die franzöſiſche Macht

beſchränkt und aus Belgien und Italien hinweg gewieſen worden ſei. In der That, ein für kindliche Hörer berechnetes Lob. Wir wollen nicht einmal urgiren, ſo zweifellos die Thatſache feſtſteht, daß in jener Zeit unſer Deutſchland den weſtlichen Nachbarn an Geld und Truppen bei Weitem überlegen war, und nur der von ſeinen Kaiſern zerſtörten Verfaſſung bedurft hätte, um auch ohne ſpaniſche Hülfe jeden franzöſiſchen Uebergriff auf der Stelle zu zermalmen. Aber welche Stirne gehört dazu, von ſpaniſcher Hülfe für Deutſchland zu reden, gegenüber der Thatſache, daß Italien, zu deſſen Unterwerfung unſere Landsknechte ſtets das Beſte thun mußten, durch den ſogenannten deutſchen Kaiſer ausſchließlich zur ſpaniſchen Provinz gemacht, daß Niederland, zu deſſen Deckung keine ſpaniſche Hand ſich gerührt hatte, durch den deutſchen Kaiſer ausſchließlich der ſpaniſchen Herrſchaft überwieſen wurde? War es etwa Sorgfalt für das deutſche Reich, nach welcher Karl die Verwaltung Granvella's und Alba's in Brüſſel vorbereitete? Oder war es ein Gewinn für die deutſche Nation, daß auf das Mailänder Caſtell ſtatt der franzöſiſchen Lilien die Thürme Caſtiliens gepflanzt wurden? Damals war Italien 200 Jahre lang ſelbſtſtändig geweſen, noch Papſt Julius II. hatte auf das Nachdrücklichſte für die nationale Sache gerungen, überall waren die Erinnerungen an die einheimiſchen Staatsgewalten lebendig. Für eine verſtändige Politik hätte nichts näher gelegen, als nach der Vertreibung der Franzoſen dieſen Zuſtand zu erneuern und für die Zukunft zu befeſtigen. Ein Ottone oder Salier würde dies zwar eben ſo wenig wie Karl V. gethan, aber das eroberte Land unter deutſche Botmäßigkeit geſtellt haben. Der Habsburgiſche Weltherrſcher dagegen that weder das Eine noch das Andere, ſondern ſchlug Italien zur ſpaniſchen Monarchie. Wollte man etwa meinen, da die ſpaniſchen Beſatzungen in Mailand und Neapel demſelben Manne dienten, welcher die deutſche Krone trug, ſo wäre das Verhältniß immer für Deutſchland günſtiger als im Falle franzöſiſcher Herrſchaft über die Lombardei geweſen? Es ſollte nicht lange dauern, bis Deutſchland die Probe machte. Im Jahre 1546 waren die Erfolge Karls vollendet, Frankreich aller Orten

beſiegt, das habsburgiſch-hiſpaniſche Weltreich an jeder Grenze befeſtigt. Damals nun erhob ſich Kaiſer Karl zur endlichen Ordnung der deutſchen Kirchenſache, zur Bändigung der widerſpenſtigen Proteſtanten. Es iſt natürlich, wenn gute Katholiken dem Zwecke dieſes Beſtrebens ihre Sympathie zuwenden. Aber es iſt ebenſo gewiß die Pflicht der nationalen Betrachtung, die von Karl gebrauchten Mittel zu beklagen und zu verdammen. Ein wirklich deutſcher König hätte die einheimiſchen Kräfte ſeiner Confeſſion zuſammen genommen, und damit ſeiner Kirche den Boden des Vaterlandes erobert, ſo weit es die Natur der Dinge verſtattete. So ſehn wir es in Frankreich, Polen, Spanien auf der katholiſchen, in England, Schweden, Dänemark auf der proteſtantiſchen Seite: keinem dieſer Staaten iſt über dem religiöſen Streite das nationale Bewußtſein für längere Zeit verloren gegangen. Daß Deutſchland allein das traurige Beiſpiel des Gegentheils lieferte, verdanken wir allein der kaiſerlichen Weltſtellung ſeines Monarchen. Als Karl V. gegen die Proteſtanten in das Feld rückte, waren es ſpaniſche und italieniſche Truppen, mit denen er den deutſchen Boden überſchwemmte. Nachdem er ſeine Widerſacher beſiegt hatte, waren es italieniſche und ſpaniſche Räthe, welchen er die Leitung der deutſchen Politik übertrug. Sein Wunſch war, die Kaiſerwürde ſeinem Sohne Philipp zuzuwenden, und man weiß, daß dieſer keinen andern Stolz hatte als Caſtilianer zu ſein, und nur Caſtilianer zu der Beherrſchung ſeiner Provinzen zu verwenden. Es war nicht bloß der Proteſtantismus, der ſich hier von der alten Kirche, es war nicht weniger die deutſche Nationalität, die ſich von ſpaniſcher Fremdherrſchaft bedroht ſah. Unſere Vorfahren waren nicht der Meinung, daß hiſpaniſche Tyrannei weniger unerträglich als etwa eine franzöſiſche ſei, weil ſie im Namen des Kaiſers geübt würde. Es trat ein, was wieder niemand loben kann, was aber nach der Art menſchlicher Dinge unvermeidlich war, der Action folgte die entſprechende Reaction. Der Kaiſer bedrängte die proteſtantiſchen Fürſten mit ſpaniſchen Heerhaufen, die Fürſten riefen gegen den Kaiſer franzöſiſchen Beiſtand auf. Dem Kaiſer erſchien es richtig, Spaniens

Truppenhülfe mit der Ueberweisung Niederlands zu bezahlen; die Fürsten trugen kein Bedenken, den Franzosen zum Danke Metz, Toul und Verdun zu überlassen. Wenn die Weltpolitik des alten Kaiserthums Deutschlands Kräfte für hoffnungslose Aufgaben vergeudet hatte, so riß jene des neuen die Glieder der Nation stückweise auseinander. Daß bei uns in so viel höherem Grade als bei irgend einem andern Volke der religiöse Zwist das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit zerstörte, daß das Nationalgefühl, im Anfang des 16. Jahrhunderts stärker als jemals früher in Deutschland lebendig, wenige Menschenalter später in dem Parteitreiben völlig untergegangen war: wir verdanken es lediglich dem Sturz unserer Verfassungspartei und der Hereinziehung der Ausländer, mithin auf jeder Seite den angeborenen Tendenzen unseres Kaiserthums.

Es wird nicht nöthig sein, diese Erörterung im Einzelnen durch die ganze Zeit der Religionskriege hindurchzuführen. Nach dem Rücktritte Karl V. gab es in Wien noch einmal eine kurze Periode religiöser Mäßigung und nationaler Gedanken: Ferdinand I. und Max II. hatten keine auswärtigen Besitzungen, standen mit dem spanischen Vetter in kühlen Beziehungen, und suchten statt dessen die Gemäßigten unter den deutschen Fürsten beider Confessionen zu einem erhaltenden und versöhnenden Systeme zu vereinen. Aber nur zu bald zeigte sich, daß dies nicht mehr möglich war. Während die Evangelischen Stände vielfach die Schranken des Augsburger Religionsfriedens verletzten und zugleich unter einander in bitterem Hader zerfielen, erhob sich das restaurirte Papstthum im engsten Bunde mit Philipp von Spanien zu einer großen europäischen Offensive gegen die protestantische Welt. Zur Abwehr dieses Angriffes riefen die bedrohten Niederländer und Hugenotten ihre calvinistischen Genossen in England und Deutschland auf; Ferdinand von Oesterreich aber, und Max von Bayern traten mit heißer Inbrunst der päpstlich-spanischen Weltmacht zur Seite. So erschien trotz der Theilung in die Madrider und die Wiener Linie die Einheit des Hauses Habsburg wieder fester gekittet als je: wie das alte Kaiserthum setzte es seinen ausschließ-

lichen Beruf in die Beschützung der Kirche, der es den Erdkreis zu unterwerfen habe, und wie bei Karl V. trat auch bei Ferdinand II. das nationale Interesse Deutschlands als verschwindend klein in den Hintergrund. Noch ehe er den Kaiserthron bestieg, bot er den Spaniern die wichtigsten deutschen Grenzlande, in deren Besitz sie den Rhein und die Alpen von Belgien bis Mailand beherrscht hätten. Bald nachher schloß er mit Polen ein Bündniß, dessen Gelingen die preußischen Lande vollständig zu polnischen Provinzen gemacht haben würde. Sogar die deutschen Bischöfe entfremdete er sich im entscheidenden Moment durch die Absicht, die wiedereroberten Kirchengüter italienischen und spanischen Jesuiten zuzuwenden. Und wenn das Reich darüber zu Grunde ginge, hatte einst seine Mutter der Königin von Polen geschrieben, so wollte ich die Ketzer bändigen. Und sollte ich den Reichstag zerstoßen, schrieb Ferdinand selbst, so sollte die Kirche kein Präjudicium leiden. Bei einer solchen Haltung des Reichsoberhauptes war es kein Wunder, daß die Reichsstände beider Confessionen vor dem religiösen und dem dynastischen Interesse das nationale Gedeihn und die Wohlfahrt des Reiches vollständig aus dem Auge verloren. Wie Kaiser und Liga die Spanier und Italiener, so riefen die Protestanten die Dänen, Schweden und Franzosen auf, und ein volles Menschenalter hindurch raste der Weltkampf der beiden Religionen seine Wuth auf dem Boden Deutschlands aus.

Das Ergebniß war auf dem kirchlichen Gebiete das günstigste für Cultur und Freiheit, das Nebeneinanderbestehn und die Gleichberechtigung mehrerer Confessionen. Auf dem politischen Felde aber bedeutete es die Niederlage der kaiserlichen Entwürfe, die tiefe Demüthigung der östreichisch-spanischen Macht, die vollendete Zerstückelung Deutschlands. Wie das alte Kaiserthum durch seine weltumfassenden Entwürfe die Nation in die Anarchie des Interregnums, so hatte das Habsburgische durch seine spanisch-italische Politik sie in den Jammer des dreißigjährigen Krieges geführt. Das Bewußtsein nationaler Pflichten und nationaler Einheit, welches vom 13. bis 16. Jahrhundert in stetem Fortschritt gewesen, war unter der Einwirkung der kaiserlichen Politik dem

deutſchen Volke und ſeinen Machthabern auf's Neue verdunkelt. Ein Extrem hatte das andere, die Ueberſpannung der kaiſerlichen Weltherrſchaft die völlige Zerſetzung Deutſchlands hervorgerufen. Und doch unterliegt es keinem Zweifel: unter den gegebenen Verhältniſſen war die Niederlage des Kaiſerthums ein Glück für den Beſtand der deutſchen Nationalität. Es ſtand damit im 17. Jahrhundert nicht anders als im 13. Hätte damals Kaiſer Friedrich II. geſiegt, ſo wäre ſeine Herrſchaft eher alles Andere, ſiciliſch, italiſch, ſaraceniſch, nur nicht deutſch geweſen. Hätte jetzt Karl V. den Platz behauptet, ſo lehrt das ſpaniſche Regiment ſeines Sohnes, hätte Ferdinand II. triumphirt, ſo zeigt uns die Behandlung Böhmens, welches Schickſal Deutſchland erfahren hätte. Wie nun die Geſchicke gefallen, war für den Augenblick das Elend, die Erniedrigung und die Zerſtückelung groß: aber die Nation hatte wie nach dem Interregnum ſo auch nach dem weſtfäliſchen Frieden wenigſtens die Möglichkeit innerer Herſtellung und eigenartiger Entwicklung gewonnen.

Die Oeſterreichiſche Monarchie.

Der weſtfäliſche Frieden bezeichnet das Ende der kaiſerlichen Herrlichkeit im mittelalterlichen Sinne. Das politiſche Leben des deutſchen Volkes vollzog ſich ſeitdem ausſchließlich in den einzelnen Territorien; der Reichstag wurde zwar bald nachher permanent zu Regensburg, war aber ebenſo weſenlos und wirkungslos wie ſein moderner Nachfolger zu Frankfurt, und der Kaiſer, der als ſolcher ſich eines jährlichen Budgets von 14,000 Gulden erfreute, bedeutete etwas in der Welt ſchlechterdings nur als Landesherr der öſterreichiſchen Staaten. Wir könnten alſo unſere Erörterung über den nationalen Werth des Kaiſerthums an dieſer Stelle abſchließen; läge uns nicht die Behauptung vor, daß eben auf dieſe öſterreichiſche Monarchie die weſentlichen Charakterzüge des alten Kaiſerthums übergegangen, und daß ſie aus dieſem Grunde in gleichem Maaße wie jenes als der Hort und Schirm unſeres nationalen Daſeins zu betrachten ſei.

Wir wollen auch dieſen Satz einer kurzen Prüfung unterwerfen, indem wir vorn herein bemerken, daß wir ſeine erſte Hälfte vollſtändig anerkennen, die Thatſache nämlich, daß das moderne Oeſterreich den weſentlichen Charakter des alten Kaiſerſtaats geerbt habe, und uns nur darüber unſer Urtheil vorbehalten, ob daraus dem deutſchen Weſen und den deutſchen Geſammtintereſſen beſſeres Heil im 18. als im 10. oder 12. Jahrhundert erwachſen ſei. An ſich iſt es überall eine ſehr problematiſche Empfehlung für die moderne Brauchbarkeit eines Staatsweſens, wenn man ihm vorwiegend mittelalterliches Gepräge zuſchreiben muß. Man hat bisher ſtets geglaubt, wenn in den letzten 150 Jahren z. B. Preußen vorangekommen, Oeſterreich aber zurückgegangen, wenn

Rußland über Polen, oder Frankreich über Spanien emporgewachsen ist, der Grund liege gerade daran, daß jene aufblühenden Staaten sich modernisirt, d. h. ihre Einrichtungen den Fortschritten der geistigen und materiellen Cultur angepaßt, die zurückgebliebenen aber ihr mittelalterliches Wesen bewahrt, d. h. bei geänderten Bedürfnissen veraltete Formen beibehalten haben. Zum ersten Male erfahren wir jetzt von dem Herold des Kaiserreichs, daß das Umgekehrte wahr sei. Oesterreich, weil es sich den mittelalterlichen altkaiserlichen Bestand erhalten, sei das rechte Organ, Preußen aber, weil es durch und durch modernen Wesens sei, das eigentliche Hinderniß der modernen deutschen Entwicklung. Mit einem so unerschrockenen Verfahren hätte, scheint uns, Herr Ficker auch für das alte Kaiserthum seine Aufgabe viel rascher erledigen können. Ganz so bündig wie jener Satz wäre auch der einfache Schluß gewesen: weil das Kaiserthum nach jedem Anlauf sogleich wieder zusammen brach, weil seine Politik zum Interregnum und zum dreißigjährigen Kriege führte, eben deshalb ist es als der Segen der deutschen Nation zu preisen.

Doch lassen wir die Schlüsse, und fragen nach den Thatsachen.

Als um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Churfürsten unaufhörlich auf Reichsregierung und Reichsverfassung drangen, als sie den Kaiser Friedrich III. aufforderten, in einer Stadt inmitten des Reichs anstatt in der fernen Ostmark seinen Sitz zu nehmen, als sie Einwirkung der Reichsgewalt auf alle Reichslande und Theilnahme aller Reichslande an den Reichslasten begehrten: da setzte Friedrich ihnen nicht bloß in der Frage der Reichsverfassung einen unüberwindlichen Widerstand entgegen, sondern bekundete seinen völlig entgegengesetzten Sinn auch in der Regulirung der politischen Lage, in die er seine österreichischen Erblande zu versetzen gedachte. Es gelang seiner Zähigkeit, im Jahr 1453 den Churfürsten die Anerkennung einer Reihe österreichischer Privilegien höchst eigenthümlicher Art und höchst umfassender Bedeutung zu entwinden, welche dann bis auf die neueste Zeit die staatsrechtliche Stellung Oesterreichs zu Deutschland bestimmt haben.

Dieſe Privilegien waren damals etwa ſeit einem Jahrhundert in Wien bekannt geworden. Sie lauteten auf die Namen Julius Cäſars und des Kaiſer Nero, Heinrich IV. und mehrerer Hohenſtaufen bis herab auf Rudolf von Habsburg. Sie waren, wie jetzt allgemein anerkannt iſt, alle oder doch faſt alle unächt, und zur Zeit Kaiſer Karl IV. durch den Herzog Rudolf von Oeſterreich angefertigt worden. Für uns iſt dieſer Umſtand gleichgültig, da ſie durch die Beſtätigung Friedrich III. und die Anerkennung der Churfürſten ſeit 1453 einen Beſtandtheil des praktiſchen, gültigen Staatsrechtes bildeten, und als ſolches bis in unſer Jahrhundert unangefochten gegolten haben. Nach ihnen ergab ſich nun folgendes Verhältniß Oeſterreichs zum deutſchen Reiche.

Der Herzog, beſtimmt eine dieſer Urkunden, braucht dem Reiche keine Heeresfolge zu leiſten, als bei einem Kriege an Oeſterreichs Grenzen, oder gar, ſagt eine andere, er iſt dem Reiche überhaupt keinen Dienſt ſchuldig, als bei einem Kriege gegen die Ungarn die Stellung von zwölf Mann, zum Zeichen, daß er Fürſt des Reiches ſei. Er braucht ferner die Belehnung vom Reiche nur in ſeinem eigenen Lande zu empfangen, und iſt nicht verpflichtet, irgend einen Reichstag zu beſuchen; wenn er aber auf einem ſolchen erſcheint, ſo gilt er als ein Pfalzgraf-Erzherzog und hat den erſten Platz nach dem Churfürſten; alle Reichsvaſallen in Oeſterreich ſind verpflichtet, ihn als ihren Lehnsherrn anzuerkennen; alle Vorrechte irgend eines Fürſten ſollen ſowohl für Oeſterreich als für alle jetzigen und künftigen Beſitzungen des Herzogs gelten. Nach den Urkunden König Heinrichs und Kaiſer Friedrich II. darf der Herzog auf ſeinem Hute eine Königskrone tragen, und neue Provinzen auch ohne Genehmigung des Reiches erwerben; niemand aber, der in Oeſterreich wohnt, iſt einem Auswärtigen in irgend einem Punkte Gehorſam ſchuldig. Faßt man dieſe Punkte zuſammen, ſo war damit dem öſterreichiſchen Ländercomplex eine völlig unabhängige und geſonderte Stellung neben dem Reiche zugeſichert; ſeinem Regenten war es nach deſſen Belieben verſtattet, an den Reichstagen Theil zu nehmen oder nicht; aber von allen Pflichten gegen das Reich, Laſten irgend welcher Art, Gehorſam gegen die

Reichsbehörden, militärischer Vertheidigung der Reichsgrenzen, so weit es nicht die österreichischen selbst waren, war er so ausdrücklich wie möglich losgesprochen. Wenn er neue Besitzungen für sich erwarb, ging dies Verhältniß sofort auf dieselben über; es war nicht nöthig, daß sie Reichslande wurden, und wenn es geschah, erwuchs dem Reiche dadurch nur die Pflicht des Schutzes aber nicht ein Anspruch auf irgend eine Leistung.

Diese gesetzlichen Bestimmungen über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland sind bis zum Ende des Reiches niemals aufgehoben worden. Nur in einzelnen Fällen kommen Ausnahmen auf Grund besonderer Verhandlungen und Beredungen vor, deren Erscheinen die Regel mithin nur bekräftigt. Als unter Kaiser Maximilian I. jener Versuch einer durchgreifenden Reichssteuer, des gemeinen Pfennigs gemacht wurde, sträubte Max sich Jahre lang aus seinen Erblanden zu dieser Last einen Beitrag zu stellen. Karl V. regelte nach dem Schmalkalder Kriege die Beziehungen seiner niederländischen Provinzen zum Reiche, indem er, damals auf der Höhe seiner Macht, bei den Reichsständen einen Vertrag durchsetzte, nach welchem das Reich den Niederlanden Schutz und Beistand versprach, auf jede Thätigkeit der Reichsgerichte in Niederland verzichtete, und dafür sonst nichts als bei Türkenkriegen allerdings etwas mehr als die zwölf Mann der alten Urkunde, nämlich den doppelten Matricular-Geldbetrag eines Churfürstenthums empfing. Die andern österreichischen Lande bildeten für sich einen besondern, und zwar den größten Reichskreis, die von den Reichsgesetzen vorgeschriebene Kreisordnung aber trat dort nicht in das Leben, sondern dieser Kreis war „niemals in irgend einem Stücke der Verfassung so beschaffen, wie es ein Kreis sein sollte". Die Thätigkeit des Reichskammergerichtes begünstigten die Kaiser ebenso wenig wie einst die Gründung desselben; thatsächlich stand es jetzt so, daß das höchste österreichische Landesgericht, der kaiserliche Hofrath, nicht bloß in Oesterreich, sondern auch sonst in Deutschland überall die Wirksamkeit des Kammergerichtes zu verdrängen suchte. Von allen sonstigen Reichslasten waren und blieben die österreichischen Lande völlig frei, auf Grund eben der von Herzog

Rudolf angefertigten Privilegien, welche nach Friedrich III. zuerſt wieder von Karl V. im Jahre 1530, dann von Rudolf II. 1599, endlich von Karl VI. noch im Jahre 1729 wiederholt und beſtätigt wurden. Da unter deſſen Nachfolgern, Maria Thereſia und Joſeph II. der Reichsverband nur immer weiter gelockert, die Staatseinheit aber der Erblande immer ſtraffer zuſammen genommen wurde, ſo war ſeitdem von den alten Privilegien nur deshalb keine Rede mehr, weil man in der Abkehr von Deutſchland noch weit über die von ihnen beſtimmte Linie hinausgegangen war. Als 1740 nicht der Gemahl Maria Thereſia's, ſondern der Churfürſt von Bayern auf den Kaiſerthron berufen wurde, machte man in Wien kein Hehl daraus, daß man einem nicht öſterreichiſchen Kaiſerthum ſich unter keiner Bedingung einfügen werde.

Mit einem Worte alſo: ſeit vollen drei Jahrhunderten bildete Oeſterreich nur dem Namen nach einen Theil des deutſchen Reiches und ſtand in Wahrheit völlig außerhalb der Reichsverfaſſung und der Reichsgeſetze. Staatsrechtlich lag das Verhältniß ſo, daß es mit den übrigen deutſchen Territorien durch eine Allianz verbunden war, deren peremtoriſche Vorausſetzung öſterreichiſcherſeits der ungeſtörte Beſitz der Kaiſerkrone war, deren Vortheile ausſchließlich bei Oeſterreich, deren Laſten allein bei Deutſchland ſtanden. Oeſterreich genoß nach Außen des Schutzes und ewigen Beiſtandes von Seiten der Reichslande, und übte im Innern einen ſtarken Einfluß auf die Verhältniſſe des Reiches aus: von Leiſtungen aber nach Außen und von der Ausführung der Reichsgeſetze in ſeinen Landen war es auf das Ausdrücklichſte diſpenſirt.

Die heutige deutſche Nationalpartei folgt alſo keineswegs willkürlichen Erfindungen und modernen Doctrinen, ſondern ſteht völlig auf dem Boden der hiſtoriſchen Ueberlieferung, wenn ſie die Anſicht ausſpricht, Oeſterreich ſei nach ſeinem Herkommen und ſeiner Beſchaffenheit nicht in dem Falle, auf einer Linie und auf gleiche Bedingungen mit den übrigen deutſchen Staaten zu einer neuen Reichsverfaſſung zuſammen zu treten. Sie thut damit nichts Anderes, als was Friedrich III., Karl V., Rudolf II., Karl VI. ſelbſt gethan haben: ſie anerkennt lediglich einen Zuſtand, der in

einer dreihundertjährigen Entwicklung, unter ſtetem Betreiben der öſterreichiſchen Herrſcher zu Stande gekommen iſt. Sie iſt der Meinung, daß es freilich an ſich recht ſchön wäre, wenn die Reichsgeſetze in Wien ſo gut wie anderwärts in deutſchen Landen befolgt worden wären oder in der Zukunft befolgt werden könnten. Da aber das Gefüge der öſterreichiſchen Geſammtmonarchie hiemit zur Stunde ebenſo unverträglich iſt, wie zur Zeit Karl V. und VI., ſo bleibt nichts Anderes übrig, als die Dinge zu nehmen wie ſie ſind, und ſich zu beſcheiden, daß zu der künftigen deutſchen Verfaſſung Oeſterreich keine engere Beziehung, als zu jener des alten Reiches haben kann. Was ſie im Vergleiche mit dem alten Zuſtande zu ändern wünſcht, iſt nicht die Natur des Bündniſſes, ſondern die Bedingungen deſſelben. Aus dem alten foedus iniquum, bei welchem Deutſchland eine empörend unwürdige Stellung einnahm, wünſcht ſie ein aequum et iustum zu ſetzen, welchem die deutſche Nation mit Ehren treu bleiben kann — auf volle Gegenſeitigkeit des Rechtes und der Pflichten, ſo daß im Innern Oeſterreich keinen größern Einfluß in Deutſchland beanſprucht, als Deutſchland in öſterreichiſchen Dingen, und daß nach Außen beide Bundesglieder zu wechſelſeitiger Hülfe auf alle Zeiten zuſammenſtehn. Wer in dieſer Aenderung des früheren Verhältniſſes ein Hinausdrängen, eine Beleidigung oder Verkürzung Oeſterreichs ſieht, oder wer umgekehrt nicht die ehrwidrige Ausbeutung und Erniedrigung Deutſchlands durch die rudolfiniſchen Privilegien empfindet: mit dem haben wir nichts weiter zu erörtern, aber halten jede ſolche Anſicht der Ehre des deutſchen Namens von Grund aus verderblich.

Oder will man uns etwa einwenden, es habe zuletzt doch wenig auf ſich, was in den vermoderten Kaiſerurkunden geſtanden; wolle man den Werth des öſterreichiſchen Kaiſerthums für Deutſchland beurtheilen, ſo komme es nicht auf den Buchſtaben, ſondern auf die Thaten an; thatſächlich aber habe Oeſterreich in allen Kriegen Deutſchlands voran geſtanden, nicht mit zwölf Mann, wie jenes alte Privileg begehrt, ſondern mit gewaltigen Heeresmaſſen, ohne deren Hülfe Deutſchland längſt der Fremdherrſchaft verfallen wäre?

Der Wahrheit der Thatsachen würde eine solche Ansicht nicht besser entsprechen, als irgend ein Lobspruch auf die alte Kaiserglorie, wie uns deren so viele unter den Händen zerronnen sind. Die Wahrheit ist, daß Oesterreich manchen großen Krieg zu Deutschlands Gunsten gerade so lange und so weit geführt hat, als es sich dabei um dynastische oder territoriale Interessen des Hauses Habsburg handelte — so lange, und nicht eine Minute länger. Manches Mal gingen die beiderseitigen Interessen parallel, manches andere Mal wichen sie auseinander: genau nach diesem Verhältniß richtete sich Oesterreichs kriegerische Thätigkeit. Es ist deutlich, daß dies wieder dem staatsrechtlichen Verhältniß, wie wir es eben entwickelt haben, durchaus entspricht, und die Grundlinien der Urkunden in dem Bilde der Thatsachen wiederholt. Die beiderseitigen Interessen fielen recht häufig zusammen: also war eine enge Allianz zwischen beiden Theilen sehr naturgemäß. Sie lagen aber oft genug auch in verschiedenen Richtungen: die Verschmelzung beider Theile zu einem einzigen Staatswesen hätte also der Natur der Dinge widersprochen.

Ueberblicken wir die Kriege, welche Oesterreich seit dem westfälischen Frieden geführt, die politischen Tendenzen, welche es dabei verfolgt, die Früchte, welche Deutschland daraus gewonnen hat.

Kaiser Leopold I. ist der Begründer der österreichischen Monarchie als europäischen Großmacht. Vor ihm hatte der deutsche Zweig des Hauses Habsburg an Macht und Ansehn bedeutend hinter dem spanischen zurückgestanden: er brachte außer Oesterreich und dessen Nebenlanden das bis dahin abgezweigte Tyrol, und vor Allem das zu zwei Drittel türkische, zu einem Drittel meuterische Ungarn unter die Botmäßigkeit seiner Regierung. Diese mannichfaltigen Lande bildeten ein mächtiges Reich von höchst eigenartiger Beschaffenheit, individuellen Zwecken, besondern Bedürfnissen. Nach der geschichtlichen Entstehung ihrer Herrschaft war das deutsche Element keineswegs das vorherrschende im kaiserlichen Regiment. Am Hofe sprach man italienisch oder spanisch, die einflußreichsten Personen waren neben dem Beichtvater des Kaisers der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte. Die

Beziehungen zu dem Madrider Hofe wurden nur um so lebhafter, als die dortige Linie des Hauses Habsburg zur Neige ging, und Leopold sich dann als den natürlichen Erben und den Erneuerer der Größe Karl V. betrachtete.

Ohne Zweifel brachte diese Stärkung Oesterreichs in jenen Jahren der deutschen Nation erheblichen Gewinn. Es war die Zeit des gewaltigsten aller französischen Könige, Ludwig XIV., der mit unablässigem Ehrgeiz die westliche Grenze des Reiches bedrängte, unter den deutschen Fürsten sich eine starke Partei machte, mehr als einmal seine Hand nach der Kaiserkrone selbst ausstreckte. Es war ein Glück, daß Oesterreichs Kräfte damals zunahmen, und allmählich mit den französischen sich in das Gleichgewicht setzten.

Aber eben so deutlich ist es auch, daß die Thätigkeit Leopolds für Deutschlands Vertheidigung immer nicht nach dem deutschen, sondern ausschließlich nach dem habsburgischen, dem österreichischen oder dem kirchlichen Interesse bemessen wurde. Wie viel dieser Unterschied bedeutete, kam bei jeder neuen Verwicklung zum Vorschein. Im Jahre 1674 griff Ludwig XIV., an der Spitze einer furchtbaren Allianz, die Republik Holland mit erdrückender Uebermacht an. Es war unzweifelhaft, daß sein Sieg an dieser Stelle sowohl Belgien als Norddeutschland in vollständige Abhängigkeit versetzt hätte, zumal einige westdeutsche Fürsten sich schon ganz als französische Vasallen benahmen, und Ludwig vom Beginne seiner Operationen die deutschen Grenzen an keiner Stelle respectirte. Der große Churfürst von Brandenburg, der wahre Begründer der preußischen Macht, setzte dieser Gefahr gegenüber alle Rücksicht und Besorgniß aus den Augen, und stürzte sich zu Hollands Gunsten in den ungleichen Kampf; niemand zweifelte, daß Kaiser und Reich dem mannhaften Beispiel ohne Zaudern folgen würden. Allein die Blicke Leopolds waren nach einer andern Seite gerichtet. Drei Jahre früher hatte er sich in tiefem Geheimniß mit Ludwig über eine künftige Theilung der spanischen Monarchie verständigt, durch welche Oesterreich die Kronen von Spanien, Indien und Mailand, Frankreich aber Belgien, Neapel und Navarra erhalten

ſollte. Belgien einmal aufgegeben, was lag ihm an Holland? Er ſtellte freilich ein Heer auf, deſſen Führer aber erhielt die Weiſung, Brandenburgs kriegeriſche Thätigkeit nicht zu unterſtützen, ſondern zu hindern. Der Churfürſt mußte ſich zu einem demüthigenden Friedensſchluß bequemen.

Allerdings zeigte ſich bald, daß dieſe Richtung der kaiſerlichen Politik nicht zu behaupten war. Spanien ſelbſt ergriff gegen Ludwig die Waffen, Holland ſetzte den Kampf mit feſtem Heldenmuthe fort, der Krieg nahm immer größere Verhältniſſe an, und Ludwigs Uebergriffe auf deutſchem Boden wurden ſo umfaſſend, daß endlich Leopold den Bruch nicht länger vermeiden konnte. Fünf Jahre lang wurde geſtritten. Am Rhein und in Belgien behaupteten die Franzoſen ihr Uebergewicht, dagegen entriß ihren Bundesgenoſſen, den Schweden, der Churfürſt von Brandenburg beinahe ganz Pommern. Als 1679 in Nymwegen der Frieden unterhandelt wurde, beſtimmte Ludwig durch vortheilhafte Erbietungen Holland und Spanien zu einſeitigem Abſchluß; für Deutſchland war die Frage, ob es den Kampf für ſich allein fortſetzen ſollte. Es handelte ſich noch um eine deutſche Forderung, daß Frankreich gewiſſe Anſprüche auf Elſaſſer Hoheitsrechte und Gebietstheile ausdrücklich aufgeben ſollte; es handelte ſich weiter um Schwedens Verbleiben auf deutſchem Boden, da Ludwig die volle Herſtellung ſeines Verbündeten begehrte. Brandenburg, deſſen Vortheil und Gefahr mit dem deutſchen identiſch war, beantragte nachdrücklich, daß man nicht eher unterzeichne, bis beide Punkte im deutſchen Sinne bereinigt ſeien. Der Kaiſer aber, der in Ungarn andere Sorgen, nähere als die elſaſſer Frage, auf dem Herzen hatte, der noch dazu in Pommern lieber die ſchwediſchen Ausländer, als den ſtarken Brandenburger mächtig ſah, entſchied ſich für raſche Nachgiebigkeit. Vom Elſaß wurde in dem Frieden nicht geſprochen, Brandenburg zur Rückgabe Pommerns genöthigt. Der Churfürſt wüthete, erklärte Oeſterreich für unfähig zur Führung des Kaiſerthums, fand die einzige Möglichkeit zur Rettung in enger Freundſchaft mit Frankreich.

Die Strafe für jene ſchwachherzige Politik ließ ſich für

Deutschland nicht lange erwarten. Mitten im Frieden begann Ludwig seine Reunionen, nahm Straßburg und Luxemburg weg, griff um sich nach allen Seiten. Jetzt wollte der Kaiser die Waffen erheben, aber Brandenburg war in seiner Erbitterung nicht zur Theilnahme zu bewegen. Man mußte sich zu einem unrühmlichen Stillstand entschließen. Als dann bald nachher der große Angriff der Türken auf Wien folgte, als er wider Erwarten mit deutscher und polnischer Hülfe glorreich abgewehrt wurde, und dann zu einem reißenden Siegeslaufe der österreichischen Waffen an der Donau führte, durch welchen Ungarn und Siebenbürgen vollständig von den Osmanen gereinigt wurde: da meinte Ludwig auf's Neue einschreiten zu müssen, und brach 1688 mit wilder Verwüstung über die Pfalz und das cölnische Land herein. Dieses Mal schwieg die innere Zwietracht, Oesterreich und Brandenburg, Nord- und Süddeutschland vereinigten sich mit einmüthigem Willen zur Abwehr. Leider konnte sich Leopold in dem großen Momente nicht zu vollem Aufgebote seiner Kraft entschließen. Prinz Eugen von Savoyen hatte keinen Zweifel darüber, daß man mit den Türken gegen die Abtretung Ungarns und Siebenbürgens Frieden schließen, und alle Mittel Oesterreichs auf den französischen Krieg wenden müsse: der Kaiser aber hörte auf das Andringen des päpstlichen Nuntius, den Religionskrieg gegen den Islam unter allen Umständen fortzusetzen. Die Folge war Zersplitterung der Kräfte, so daß man gegen die Türken wenig ausrichtete, und am Rheine ebenfalls keine entscheidenden Erfolge davon trug. Immer gelang es jedoch zum ersten Male im Frieden zu Ryswick wenigstens ein neues Anschwellen der französischen Macht zu hemmen.

Bekanntlich trat wenige Jahre später der große Erbfall ein, dessen Annäherung ganz Europa in Spannung versetzt hatte, das Aussterben der spanischen Habsburger. Oesterreich und Deutschland traten mit England und Holland gegen die Ansprüche Ludwig XIV. zusammen, und dieses Mal war man stark genug, den ganz Europa bedrohenden Uebermuth des Weltbedrängers gründlich zu brechen. Sein Enkel behauptete sich allerdings in Spanien, aber in Bel-

gien und Italien triumphirten die Verbündeten mit den gewaltigsten Schlägen. Ludwig war tief gedemüthigt, war bereit, auf alle andern spanischen Nebenlande und dazu noch auf Straßburg und den Elsaß zu verzichten, wenn man seinem Enkel nur Sicilien überlasse. Aber Kaiser Joseph wollte auch diese Insel nicht aus der colossalen Erbschaft missen, und verwarf den Frieden, und damit die Herausgabe des Elsasses an Deutschland. Als bald nachher das Glück sich wandte, als England sein entscheidendes Wort für den Frieden einlegte, bot man Kaiser Karl VI. den Besitz von Belgien, Mailand und Neapel, während Spanien an Ludwigs Enkel, Sicilien an den Herzog von Savoyen fallen, Deutschland aber Straßburg und Landau erhalten sollte. Ohne Englands Hülfe mit Schiffen und Geld hatte man schlechterdings keine Aussicht, den Krieg erfolgreich fortzusetzen. Aber Karl VI. fühlte sich völlig als Spanier, fand im Vergleiche mit dem spanischen Hofton die deutsche freie Weise höchst unangemessen, und ließ sich gegen den Wunsch seiner deutschen Minister von einer Anzahl spanischer Granden unbedingt leiten. Er wies den Frieden, welcher dem deutschen Reiche Straßburg wieder verschafft hätte, zurück, um für seine Dynastie nach Spanien und Sicilien zu streben. Das Ende war, da England und Frankreich fest blieben, daß er 1714 beim schließlichen Vertrage zwar Mailand, Belgien und Neapel, Deutschland aber weder Straßburg noch den Elsaß erhielt. Seine imperialistische Gesinnung, sein Umhergreifen nach Madrid und Mexico hatte dem deutschen Reiche das wichtigste Bollwerk der Rheinlinie gekostet.

Von diesem Augenblicke an nahm das deutsche Kaiserthum die Richtung auf die Beherrschung Italiens wieder auf, welche von Friedrich II. bis auf Max I., und dann wieder von Ferdinand I. bis auf Karl VI., also fast vier Jahrhunderte hindurch aufgegeben und vergessen worden war. Gerade in dieser Zeit der politischen Trennung Italiens vom Reiche hatten sich die größten und folgenreichsten Culturbeziehungen zwischen ihnen entwickelt, mit welchen sich entfernt nichts Aehnliches und Gleichwerthiges in den Jahrhunderten der Kaiserzeit vergleichen läßt:

es hatte ſich auf dem Gebiete der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Rechtes und der Religion gezeigt, daß beide Nationen zu dem fruchtbarſten Geiſtesaustauſch befähigt waren, ſobald das unnatürliche Band einer politiſch-militäriſchen Verkoppelung ſich gelöſt hatte. Karl VI. war nun ein gebildeter, gelehrter, geſchmackvoller Mann, aber nichts deſto weniger folgte er ohne einen Gedanken an das nationale Intereſſe Deutſchlands und die Bedingungen italieniſcher Geiſtesblüthe rückſichtslos dem Zuge der ſpaniſch-habsburgiſchen Ueberlieferung. Er hätte damals die wichtigſten Vortheile über die Türken davontragen, und die Donau bis zum Meere zu einem öſterreichiſchen Fluſſe machen können: aber ſeinen ſpaniſchen Räthen war der Orient gleichgültig und Deutſchland widerwärtig, und der Kaiſer ließ jede andere Rückſicht fahren, um ſeine neue italieniſche Stellung zu ſichern und zu erweitern. Es ergaben ſich nun daraus eine ſolche Menge von Verwicklungen und Verlegenheiten, daß Prinz Eugen, trotz ſeiner romaniſchen Herkunft der beſte deutſche Mann unter den Großen des Kaiſerhofes, eine Zeitlang ſeinen Gebieter zu einer nationaleren Politik zurückbringen konnte, die vor Allem in einer aufrichtigen Annäherung an Preußen ihren Ausdruck fand. Leider war Eugen nicht ſtark genug, 1735 den Kaiſer von ſchlimmen Fehlgriffen bei der damaligen Königswahl in Polen abzuhalten, und als darauf Frankreich die Lage der Dinge zu einem neuen Kriege benutzte, bei welchem Neapel dem Kaiſer verloren ging, ſo war Karl ohne Zaudern bereit, ſich Toscana als eine neue italieniſche Entſchädigung dafür gefallen zu laſſen, und dieſelbe mit der Abtretung eines deutſchen Reichslandes, Lothringen, zu erkaufen. Der Vorgang von 1714 wiederholte ſich in weiterem Maaße: nach einander hatte Deutſchland die Wiedererwerbung Straßburgs und des Elſaſſes, und darauf die Reſte Lothringens eingebüßt, damit Habsburg in Italien herrſchen könne.

Es folgte dann unter der Regierung Maria Thereſia's eine Zeit der inneren Kriege zwiſchen Oeſterreich auf der einen, dem deutſchen Kaiſer und dem Könige von Preußen auf der andern Seite. Es wiederholte ſich, was wir bei den Religionskriegen

beobachteten, beide Parteien wetteiferten, das Ausland in den Streit hinein zu ziehn, und wenn Kaiser Karl VII. den Franzosen deutsche Grenzlande im Westen, so stellte Maria Theresia im Osten den Russen die Erwerbung des Herzogthums Preußen in Aussicht. Ja, man könnte kaum sagen, daß das öffentliche Bewußtsein daran Anstoß genommen hätte. Das Nationalgefühl, vom 13. bis zum 16. Jahrhundert kräftig herangewachsen, war, wie wir bemerkten, durch die Erhebung des Kaiserthums und den Ausbruch des Religionskriegs auf's Neue verdunkelt worden; man kannte im Reiche nur noch katholische und protestantische, österreichische und preußische, aber keine deutsche und nationale Parteien. Die Wiedergeburt aus dem politischen Bankerott und Jammerzustand, in welchem 1648 die zweite deutsche Kaiserzeit geendigt hatte, begann äußerst langsam, anfangs dem Volke unbewußt, mit Regungen, welche mit der Politik nichts gemein zu haben oder der Reichseinheit selbst gefährlich zu sein schienen. Denn um 1648 war die Nation nicht bloß in politisches Elend versunken, sondern auf jedem Lebensgebiete, in Bildung, Wohlstand, Sittlichkeit auf das Tiefste herabgekommen. Ehe wieder von nationalem Gefühle und nationaler Politik die Rede sein konnte, mußte das Volk sich im privaten und geistigen Leben aus der Armuth und Verwilderung des dreißigjährigen Kriegsstandes emporarbeiten. Es sind nun vor Allem zwei Momente, welche dieses Werk der glorreich schwersten Herstellung bezeichnen: die zuerst langsame und bald immer herrlichere Entfaltung unserer Literatur, und die Ausbildung einer anfangs rauhen, aber auf das Gemeinwohl gerichteten, und durch ihre stramme Ordnung segensreichen Staatsverwaltung. Ein Volk, aus dessen Reihen Winkelmann und Lessing, Goethe und Schiller, Kant und Hegel emporstiegen, welches in Poesie und Philosophie, in Philologie und Geologie nach dem höchsten Lorbeer greifen durfte, mußte die Achtung seiner selbst und das Gefühl seines Werthes wieder gewinnen. Ein Volk, welches den kleinen preußischen Staat durch Sparsamkeit, Fleiß und eifrigen Willen eine der österreichischen gewachsene Macht herausbilden, welches dann die Glorie Friedrich des Großen über Europa emporleuchten und Norddeutsch-

land unter seiner Führung gegen eine Welt in Waffen unbesiegbar wie niemals früher sah, ein solches Volk mußte eine lebendige Anschauung von dem Werthe des Staates, des geschlossenen, organisirten, populären Staates erhalten. Nun ist es merkwürdig, den Umfang und die Tendenz dieser beiden Momente, des literarischen und des politischen zu beobachten. Unsere classische Literatur setzte aus von einer starken Begeisterung für die antike Schönheit und schritt fort zu einer das gesammte Geistesleben umfassenden philosophischen Speculation: sie erhob sich damit vollständig über den Gesichtskreis des 16. und 17. Jahrhunderts, durchbrach die Enge und Zwietracht der confessionellen Orthodoxie, und vollendete damit den Fortschritt aus den Banden der mittelalterlichen Kirchenherrschaft. Der neue Beamten- und Militairstaat hatte das Gemeinwohl zu seinem höchsten Zweck und die materiellen Interessen zu seinem wichtigsten Gegenstand; er durchbrach damit in voller Ueberlegenheit das Gebäude der ständischen Privilegien und Sonderinteressen, und setzte an die Stelle der mittelalterlichen Ueberschwänglichkeiten, der beiden Schwerter, des Glaubensschutzes, der Kirchenvogtei, eine völlig realistische, auf Nutzen und Zweckmäßigkeit, auf Entfaltung und Benutzung aller Kräfte zielende Politik. Beide, der Staat und die Literatur, waren also wesentlich modern, dem verstorbenen Mittelalter abgekehrt, in raschem Fortschritte zu einer lebensfrischen Zukunft begriffen. Inmitten ihres arbeitvollen Weiterstrebens hatten aber beide nur das unvollkommenste Bewußtsein über die Richtung und das Ziel ihrer großen Laufbahn. Der Staat, der jede Quelle des Wohlstandes für das gemeine Beste zu eröffnen wünschte, operirte einstweilen mit Geboten und Verboten, mit Eingreifen und Controliren, mit Verwarnungen und Strafen, ohne noch zu begreifen, daß sein Zweck ihn mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit zur vollen Freiheit der Arbeit, des Verkehres, der politischen Bewegung führen müsse. Die Literatur wandte sich, bald mit unterthänigem Respect, bald mit gelehrter Verachtung, von Politik und Staat hinweg, ohne vorauszusehn, wie viel sie dereinst für die Läuterung des öffentlichen Lebens wirken, wie viel sie ihrerseits von dem erneuten Patriotismus

zurückempfangen würde. Was aber das Verhältniß zum deutschen Reich und deutschen Volk betrifft, so war der Staat noch völlig particularistisch, specifisch-preußisch, hessisch, badisch, und schien Deutschland vollends zu zerreißen; die Literatur aber war völlig kosmopolitisch und betrachtete in allgemeiner Menschenliebe das Nationalgefühl als eine Bornirtheit. Weder Friedrich noch Lessing die Großen hatten eine Ahnung davon, daß die Summe ihres Wirkens die Auferstehung der deutschen Nation sein würde. So sind aber die menschlichen Dinge beschaffen: das Beste, was uns gelingt, vollziehn wir ohne Wissen und Willen, und erst die kommenden Geschlechter begreifen, welchem Zwecke höherer Leitung wir gedient haben.

Ueberblickt man nun die Lage Deutschlands im vorigen Jahrhundert, so zeigt sich sofort eine Sonderung in zwei große Gruppen, die sich überall nach dem größern oder geringern Maaße der Theilnahme an jenen großen Momenten des innern Fortschrittes bestimmt. Die Territorien, deren Verwaltung nach den Gesichtspunkten des modernen Staates geregelt wird und deren Bevölkerung in dem Strome der modernen Literatur steht, zeigen höchst erkennbar und bald auch politisch wirksam eine innere Gleichartigkeit, gegenüber den Landschaften, in welchen Staat, Bildung und Gesellschaft noch in den mittelalterlichen Zuständen und Anschauungen verharrt. Schon damals tritt hinter dieser Gruppirung der einst allmächtige religiöse Gegensatz zurück. Protestantische Reichsstädte und Grafen erscheinen auf der Seite des Stillstandes, katholische Churfürsten und Herzoge auf der Seite des Fortschrittes. Nur so viel kann man sagen, daß im Allgemeinen die protestantischen Reichstheile lebhafteren Antheil an der neuen Bewegung nahmen, während in den katholischen Gebieten die althierarchischen Tendenzen bequemere Gelegenheit zum Widerstande fanden. Aber wie bemerkt, die Grenze der neuen Gruppirung fiel schlechterdings nicht mehr mit der Grenze der kirchlichen Confessionen zusammen; es handelte sich vielmehr um einen bei Weitem umfassenderen und breiteren Gegensatz. Zu den Vertretern der nationalen Zukunft gehörte, wer sich im Staate zum Princip des öffentlichen Wohles,

im Leben zur Freiheit des individuellen Geiſtes bekannte, während die Anhänger der mittelalterlichen Vergangenheit an den Privilegien der Hierarchie, der Stände, des feudalen Staates feſthielten. So fand ſich auf der einen Seite die Mehrzahl der geiſtlichen Territorien, eine Menge der verarmten und heruntergekommenen Reichsſtädte und die kleinen Staatscarricaturen der ritterſchaftlichen und dynaſtiſchen Gebiete. Auf der andern ſtand die Maſſe der größern weltlichen Staaten, unter ihnen hervorragend Preußen, welches in Heerweſen und Adminiſtration das Vorbild Aller geweſen war, wo Friedrich der Große den leuchtenden Grundſatz der Religionsfreiheit zum erſten Male in das deutſche Staatsleben einführte, wo Leſſing den Beginn der literariſchen Epoche und ſpäter Kant die neue Erhebung der Philoſophie verkündete. Die großen Tendenzen, welche durch dieſe Namen bezeichnet ſind, brachen ſich damals mit unwiderſtehlicher Kraft nach allen Seiten Bahn. In Bayern, welches ſo lange der Hort einer excluſiven Rechtgläubigkeit geweſen, eröffnete ihnen der milde und einſichtige Max III. den weiteſten Eingang; die geiſtlichen Regenten von Mainz, Cöln, Münſter wirkten für Reform ihrer Unterrichtsanſtalten und Verbeſſerung ihrer Adminiſtration, für Aufklärung und Gemeinwohl. Allmählich waren es in den weiten Gebieten des eigentlichen Reichslandes nur noch verſchwindend kleine Bruchtheile, welche gegen die Strömung der Zeit ſich gründlich abzuſperren vermochten: im Ganzen und Großen, kann man ſagen, hatte die claſſiſche Literatur und der moderne Staat um 1790 von dem deutſchen Reiche Beſitz ergriffen. Von dem deutſchen Reiche, ſagen wir, unſere Gegner müßten ſagen, von Kleindeutſchland. Denn Oeſterreich nahm an der Wendung, mit welcher das deutſche Volk in ſeine Zukunft eintrat, keinen Antheil.

Auch dies iſt eine geſchichtliche Thatſache, die jedermann bekannt iſt, und über welche nur politiſche und confeſſionelle Parteiverblendung hinwegzublicken ſtrebt, eine Thatſache, deren Urſachen und Folgen maſſiv vor den Augen der Welt liegen, und für welche hier die einzelnen Beweiſe beizubringen, überflüſſige Weitläufigkeit wäre. Wer weiß es nicht, daß bis zur Auflöſung des

deutſchen Reiches der Kaiſer als der Schutz und Schirm jener verkommenen und verſunkenen Stände galt, daß Prälaten, Dynaſten und Städte auf dem Reichstage keine höhere Weisheit kannten, als in omnibus sicut Austria zu ſtimmen? Wer weiß es nicht, daß die Schwingungen unſerer Literatur in die öſterreichiſchen Lande ebenſo wenig eindrangen wie in die polniſchen und römiſchen Jeſuitenſchulen? Wer weiß es nicht, daß Maria Thereſia mit geſchmeidiger Vorſicht in ihren Erblanden einige Verſuche moderner Staatsverwaltung machte, und Kaiſer Joſeph bei der Durchführung dieſes Planes an dem ſtändiſchen, hierarchiſchen, provinzialen Widerſtande vollkommen ſcheiterte? Mit gutem Rechte ſagt Ficker, daß auf Oeſterreich nicht bloß Titel, Farben und Wappen des alten Kaiſerthums, ſondern auch Structur und Tendenz deſſelben übergegangen waren: es war dieſelbe lockere Anhäufung auseinander ſtrebender Völkermaſſen, dieſelbe Macht des Clerus und Adels, der ſtändiſchen und der provinzialen Beſonderheit, daſſelbe Schwanken der Krone zwiſchen militäriſchem Despotismus und politiſcher Ohnmacht, dieſelbe Hintanſetzung des nationalen Staatszweckes und der individuellen Freiheit. Wer zur Verknüpfung ſo völlig verſchiedenartiger Provinzen die Macht der Hierarchie und den Einfluß der Ordensgeiſtlichkeit nicht einen Augenblick entbehren konnte, durfte natürlich keinen Luftzug Leſſing'ſchen, Göthe'ſchen, Kant'ſchen Geiſtes in die Schulen des Reiches eindringen laſſen. Wer zehnerlei ſich abſtoßende Völker, ohne die Möglichkeit innerer Verſchmelzung und Aſſimilation, zu beherrſchen trachtete, konnte ſeine Verwaltung nicht auf das Princip des Gemeinwohls und der Entfaltung aller productiven Kräfte ſtellen. Wer überhaupt nicht das Gedeihn ſeiner Nation als höchſten Zweck, ſondern die Kräfte ſeiner Völker nur als Mittel ſeiner dynaſtiſchen Weltſtellung betrachtete, hatte wenig Verſuchung, den innern Zuſtand ſeines Landes in thätige Betrachtung zu ziehn und ſeinen privilegirten Ständen durch Aufſicht, Antrieb oder Reformen läſtig zu fallen. Genug wenn einige Steuern bezahlt, die Kirchen fleißig beſucht, und hinreichende Recruten geliefert wurden: dann ließ die Regierung

die adlichen Grundherrn und vornehmen Prälaten gerne gewähren, vorbehalten natürlich, wenn einmal ein Widerstand aufträte, mit Feuer und Schwert ihr Ansehn von Gottes Gnaden zu behaupten. Einen solchen Zustand hat Ficker die Kühnheit als die rechte Entfaltung des „germanischen Staatsgedankens“ zu preisen, wo ohne ertödtende Centralisation das Bild einer immer schützenden, niemals drückenden Kaisermacht sich über der Menge der freien Nationalitäten emporhebe. In Wahrheit ist es die Abwesenheit des Staatsgedankens, von welcher man hier reden muß, die Abwesenheit des zugleich bindenden und befreienden Princips, durch welches die Freiheit von der Anarchie, und die Einheit von der Unterdrückung gereinigt wird. Gewiß, Kaiser Leopold I. war persönlich viel gemüthlicher als sein Zeitgenosse der große Churfürst von Brandenburg, und Kaiser Karl VI. dachte nicht daran, seine Unterthanen zu fuchteln wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Ohne Zweifel, in Oesterreich bekümmerte sich die Staatsgewalt damals sehr wenig um ihre Unterthanen im Guten wie im Schlimmen, in Preußen dirigirte sie dieselben auf dem Acker und im Comtoir, im Hause und auf der Reise, in der Schule und in der Kirche. Der moderne Staat begann in Preußen seine Laufbahn mit herrischer Rauhheit; es kam darauf an, in der allgemeinen Zerrüttung wieder einen festen Grund zu gewinnen, und die Ungebundenheit der Sonderinteressen ein für alle Mal unter die Herrschaft des Gesammtwohls zu beugen. Ich stabilire, schrieb der Preußenkönig, die souverainetés wie einen rocher de bronze. Wer ihn einen Despoten nennt, sagt das völlig Richtige, aber dieser Despotismus hatte kraft seiner Gesinnung die Aufgabe und den geschichtlichen Beruf, für die politische Freiheit die künftige Stätte zu bereiten. Die spätere Entwicklung hat dies auf das Schlagendste dargethan. Ueberall, in Preußen wie in den ähnlich organisirten deutschen Staaten, haben unter dem Schutze und der Leitung der neuen Monarchie die Rechtssicherheit der Personen, die Selbstverwaltung der Gemeinden, die Kraft der Volksvertretung einen stetigen Aufschwung genommen. In Oesterreich dagegen ist bei aller Unthätigkeit und Schlaffheit der

Regierung der innere Krieg beinahe permanent, und die lückenhafte Verwaltung muß unaufhörlich zur Säbelherrſchaft ihre Zuflucht nehmen. Unter Ferdinand wie unter Leopold II. erfüllt der Aufruhr die Hälfte der Kronlande; Joſeph I. hat ſeine ganze Regierung hindurch mit den Ungarn Krieg zu führen; Joſeph II. ſieht die Zerſprengung der Monarchie in nächſter Nähe vor Augen; unter Franz II. entwickelt ſich in ſtetem Fortſchritt die ungariſche und die italieniſche Revolution, welche die Regierung ſeines Nachfolgers zu Falle bringen ſollte; und kaum hat heute die reſtaurirte Staatsgewalt die Militärdictatur aus der Hand gelegt, und einen Verſuch der conſtitutionellen Verwaltung gemacht, ſo bricht die Abneigung ihrer Völker und die Tendenz des Auseinandergehens ſo gewaltig an das Licht, daß man ſchleunigſt wieder in die Wege des feudalen Abſolutismus zurücklenken muß. Es iſt nur zu wahr, wir haben trotz der Reformen Maria Thereſia's und Joſeph II. einen weſentlich mittelalterlichen Staat vor Augen: aber was wir hier von den Früchten der mittelalterlichen Herrlichkeit erblicken, iſt wenig geeignet uns zu bewundernder Huldigung zu verlocken. So tröſtet ſich Herr Ficker einſtweilen mit der Zukunft: *wenn* es erſt gelingt, ſagt er, den öſterreichiſchen Staatsverband in verfaſſungsmäßiger Weiſe zu geſtalten, *dann* wird Oeſterreich in der alten Welt die einzige ächthiſtoriſche Staatenbildung ſein, dann werden die andern deutſchen Staaten ſich ihm ohne Schaden angliedern, dann wird Mitteleuropa auf das Weſen und die Pracht des alten Kaiſerreichs zurückgeleitet werden. *Wenn* es gelingt! Wenn Wölfe und Adler und Wallfiſche erſt Ehebündniß und Gütergemeinſchaft unter einander aufrichten, dann wird Friede und Freundſchaft unter allem Gethier, der Himmel voll Geigen, die Erde voll Milch und Honig ſein.

Die ſpätere Erfahrung hat alſo in jeder Weiſe beſtätigt, was die Erſcheinungen des 18. Jahrhunderts an ſich ſelbſt vermuthen laſſen: es waren nicht die Wege der Freiheit und des Fortſchritts, welche Oeſterreich mit der Erneuerung der Kaiſerpolitik einſchlug. So viel iſt vor Allem deutlich, daß Jegliches, was damals in Deutſchland Lebenskraft und Zukunft beſaß, ſich

außerhalb der abgestorbenen Reichsverfassung, außerhalb des Bodens der Kaiserpolitik befand. Die österreichische Monarchie, damals seit drei hundert Jahren von Deutschland politisch abgelöst, wurde zu Lessing's und Goethe's Zeit auch in ihrem innern Wesen Deutschland fremd. Diese Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, um völlig zu verstehn, welche geschichtliche Begründung der „kleindeutsche" Gedanke hat, wie jede Verschmelzung Deutschlands und Oesterreichs ihrer beiderseitigen Vergangenheit und der Natur der Dinge in das Gesicht schlägt. Der Fall der Josephinischen Tendenzen in Wien war zugleich auch der tödtliche Schlag für das Vorwiegen deutschen Wesens in der österreichischen Monarchie. Joseph, der bei Ungarn und Belgien stets seine deutsche Kaiserwürde betonte, und für deutsche Aufklärung ebenso wie für preußische Administration schwärmte, Joseph hatte unaufhörlich auch nach der Erwerbung neuer deutscher Provinzen, Bayerns und schwäbischer Bezirke getrachtet, und alle seine Kronlande der Verwaltung deutscher Beamten und der Herrschaft der deutschen Sprache zu unterwerfen gesucht. Aber die Natur und die Tradition des complicirten Reiches vereitelte alle seine Bemühungen. Gleich nach seinem Tode kehrte man sich von dem deutschen Wesen gründlicher als jemals früher ab. Man verzichtete nicht bloß auf Bayern, sondern opferte auch Vorderösterreich und Belgien auf. Man räumte also die Posten, die man noch draußen im Reiche besessen, und nahm dafür seine breite Position auf italienischem Boden. Dies geschah, wie bekannt, in den Stürmen und Zuckungen des Revolutionskrieges; es war das österreichische Ergebniß einer Zeit, welche in Deutschland den großen Auferstehungsproceß der Nation vollendete, die unbrauchbaren Reste der alten Reichsverfassung hinwegfegte, und das Volk in allen seinen Theilen mit klarem Bewußtsein seiner nationalen Einheit erfüllte.

Allerdings die ersten Jahre des Revolutionskriegs zeigten auf deutscher Seite noch alle Züge des früheren Elends. Die Herrscher von Oesterreich und von Preußen folgten wie die kleinern Fürsten und Stände ein jeder seinem particularen Interesse; die

Bevölkerung wurde durchgängig von Friedensſehnſucht und materiellen Sorgen, oder höchſtens von politiſchem Factionsgeiſte beſtimmt. Den beſten Ruhm, ſo ſchien es, trug bei ſchwerem Mißlingen Oeſterreich davon, welches in dem erſten Waffengange gegen Frankreich zwei Jahre länger als Preußen aushielt, und dann zweimal wieder auf dem Kriegsſchauplatze erſchien, ehe ſich Preußen zum Verlaſſen ſeiner Neutralität entſchloß. So lange die Motive dieſes Handelns verborgen waren, hat es vielfach die Meinung erweckt, als hätte wenigſtens dieſes Mal Oeſterreich ſich als den vorzugsweiſe berufenen Wächter und Schirmer des Reiches bewährt: aber auch hier hat es nur der authentiſchen Kenntniß der Thatſachen bedurft, um ſofort die alte und ächte Kaiſerpolitik, das Wirken nicht für, ſondern neben oder über Deutſchland wieder an den Tag zu bringen. In Wahrheit war der Hergang folgender. Obgleich die franzöſiſche Kriegserklärung 1792 nicht gegen Deutſchland, ſondern allein gegen den König von Ungarn und Böhmen gerichtet war, ſo trat doch Preußen ohne Zaudern mit voller Kraft an Oeſterreichs Seite, und die beiden Mächte kamen in dieſer Waffenbrüderſchaft überein, Kaiſer Franz wolle es genehmigen, daß der König eine polniſche Provinz, dieſer, daß der Kaiſer Bayern erwerbe. Als hierauf aber Preußen Beſitz von Poſen ergriff, erfolgte unter nichtigen Vorwänden von kaiſerlicher Seite ein Proteſt, und als im folgenden Jahre der Aufſtand der Polen dem Könige Veranlaſſung gab, ſich dort weiter auszudehnen und Krakau zu beſetzen, da ſchloß Oeſterreich, um ein ſolches Wachsthum ſeines Alliirten ein für alle Male zu hindern, mit Rußland eine Offenſivallianz auf Demüthigung Preußens, Beſitznahme Venetiens und Theilung der Türkei. Am Rheine kämpften damals öſterreichiſche und preußiſche Bataillone neben einander gegen die Revolution; an der Weichſel drängte der Kaiſer auf das Lebhafteſte zu einem öſterreichiſch-ruſſiſchen Kriege gegen Preußen. Ein ſolches Verhältniß konnte, wie auf der Hand liegt, nicht dauern: Preußen trat von dem franzöſiſchen Kriege zurück — und darüber ſich jetzt noch zu wundern oder ſeine Entrüſtung gegen Berlin ſtatt gegen Wien zu kehren, dazu iſt außer der Logik

des Hrn. Ficker höchstens noch vielleicht die Staatskunst der Allgemeinen Zeitung befähigt. Noch mehr. Preußen schied nothgedrungen, zu bitterem Leidwesen seines Königs aus dem Kampfe aus, mit andern Worten, es ließ die kriegführenden Armeen in den Stellungen, welche sie damals inne hatten, die Franzosen auf dem linken, die Kaiserlichen auf dem rechten Rheinufer, und da man wenig Aussicht hatte, daß das Reich ohne Preußen die Franzosen verjagen könnte oder daß Oesterreich ohne Preußen sie verjagen wollte, so bedang sich der König eine Entschädigung für seine linksrheinischen Provinzen aus, falls nämlich überhaupt im künftigen Frieden das Reich das linke Rheinufer abträte. Daß er selbst gegen die Abtretung sei, erklärte er den Franzosen auf das Bestimmteste, und unaufhörlich war seine Gesandschaft in Paris bemüht, die dortige gemäßigte Partei zu unterstützen und die Integrität des Reiches zur Anerkennung zu bringen. Aber was ließ sich hier erreichen, wenn ebenso eifrig die österreichischen Agenten in Paris verkündeten, daß der Kaiser mit der Abtretung des linken Rheinufers einverstanden sei, sobald man nur ihm Bayern überlasse? Auf dieser Grundlage abzuschließen, war Oesterreich jeden Tag bereit, und einzig deshalb kam es nicht sofort zum Frieden, weil Frankreich außerdem auch die Abtretung von Mailand ohne anderweitige Entschädigung begehrte. So kämpfte man noch anderthalb Jahre, und kaum hatte Bonaparte das ersehnte Wort gesprochen, und dem Kaiser für Mailand ein reiches Aequivalent, nämlich Venetien angeboten, so griff man in Wien mit Eifer zu, und vollzog die definitive Abtretung des linken Rheinufers. Es war der dritte Act zu den Vorgängen des Rastadter und des Wiener Friedens. Weil einst der kaiserliche Hof zu Neapel auch Sicilien begehrte, mußte Deutschland auf Straßburg verzichten. Damit er dann für Neapel Toscana erwerben könne, mußte Deutschland Lothringen einbüßen. Als man ihm endlich Venetien anbot, war er bereit das linke Rheinufer abzutreten.

Wir wiederholen es: was Tugendhaftigkeit, Idealität und deutschen Patriotismus betrifft, so war damals kein erheblicher Unterschied zwischen der Berliner und der Wiener Regierung[1]). Aber

[1]) Die Regierung im Ganzen hier und dort in Vergleich gesetzt. Faßt man

um so schneidender tritt der Contrast der permanenten Staatsinteressen hier und dort hervor. Bei gleicher Moralität und gleichem Particularismus der leitenden Minister, bei gleichem Maaße sonstiger Entschädigung für den eignen Staat, erschien Preußen die Abtretung des linken Rheinufers als schwerer Verlust und konnte Oesterreich leichten Herzens sie bewilligen. Es war stets das gleiche, stets das alte Verhältniß; während Preußen wie alle andere Territorien Theil des Reiches war, stand Oesterreich, damals wie dreihundert Jahre vorher, nur scheinbar in, in Wahrheit neben Deutschland. Es hatte seine eigenen für das Reich ausländischen Interessen, welche völlig überwiegend seine Politik bestimmten: so lange es in seiner großen und bunten Zusammensetzung besteht, sollte kein verständiger Mensch erwarten, oder kein billiger Beurtheiler ihm zumuthen, daß es den eigenen Vortheil dem deutschen, der wieder ihm ein fremder ist, unterordnet.

Wie hier bei dem Eintritt in die Revolutionszeit erscheint das Verhältniß bei dem Schlusse derselben. Durch die fremde Unterdrückung war vollendet worden, was im vorigen Jahrhundert die Reform der innern Verwaltung und der Aufschwung der classischen Literatur angebahnt hatte: das nationale Bewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Trieb zur Einheit schlug seine hohen Wogen in allen Herzen des deutschen Volkes. Den übrigen Staaten voran erhob im Frühling 1813 Preußen, gleich sehr im Sinne der äußeren Selbstständigkeit und der innern Entfesselung, das Banner des deutschen Freiheitskrieges. In Wien aber wehte eine andere Luft. So weit gingen auch dieses Mal die Interessen Oesterreichs und Deutschlands parallel, daß Kaiser Franz und Metternich eine gelinde Correction des napoleonischen Uebermuthes, eine mäßige Herstellung Preußens, eine stattliche Ausbesserung der eigenen Verluste von Herzen wünschten. Aber so wenig waren auch hier die Interessen Oesterreichs und Deutschlands identisch, daß gerade der populäre und nationale Schwung,

nur die Persönlichkeit der Monarchen in das Auge, so wäre es höchst ungerecht, die beiden preußischen Könige jener Zeit mit Franz II. auf gleiche Linie zu stellen.

welcher die preußische Rüstung durchglühte, in Wien auf das Gründlichste abstieß. Die österreichische Regierung dachte an das europäische Gleichgewicht, aber war entrüstet über das Proclamiren einer deutschen Nation. Aeußerst widerwillig und langsam trat sie deshalb der Krisis näher, und gab endlich das Ultimatum, daß sie den Krieg erklären würde, wenn Napoleon sich nicht mit dem Besitz Italiens, der Rheinlande, Westfalens und Belgiens begnügte, daß sie aber auf diese Bedingungen mit ihm zu vertragen und einen solchen Frieden den Verbündeten aufzuzwingen entschlossen sei. Oesterreich hätte dann Illyrien und einen polnischen Bezirk, Preußen einige Stärkung an der Elbe und der Weichsel davongetragen, Deutschland aber im Westen der Elbe wäre unbestrittene Domäne französischen Einflusses geblieben. Zum Heile unseres Vaterlandes wies Napoleons Uebermuth diese Bedingungen zurück. Oesterreichs Haltung aber blieb dieselbe, Schritt auf Schritt den Krieg hindurch. Metternich beeilte sich, durch volle Anerkennung der Rheinbundstaaten jede wirkliche Reichsverfassung für die Zukunft nach Kräften unmöglich zu machen: er drang in Napoleon, einen Frieden mit möglichst geringen Opfern zu schließen, ehe die preußischen Jacobiner ganz Deutschland umgewälzt hätten. Wie jetzt urkundlich ermittelt worden, kam es 1814 so weit, daß Franz und Metternich unaufhörlich die Kriegsoperationen lähmten und endlich den Beschluß zum Rückzuge aus Frankreich durchsetzten: Napoleon hätte den Platz behauptet, wenn nicht die Eigenmächtigkeit Kaiser Alexanders, Steins und Blüchers die Armeen auf der Siegeslaufbahn festgehalten hätten.

So finden wir vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Congresse ausnahmlos dasselbe Ergebniß. Allerdings nicht Ein großer Conflict, nicht Ein erheblicher Krieg, wo Oesterreich ohne Deutschland, oder Deutschland ohne Oesterreich in Action gewesen wäre. Aber auch nicht Eine wichtige Verwicklung, wo neben der nahen Verbindung nicht die tiefe Verschiedenheit der beiderseitigen Interessen sich geltend gemacht hätte. Und endlich nicht Ein folgenreicher Frieden, bei welchem das zersplitterte und schwach vertretene Reich nicht die Kosten für Oesterreichs Gewinn oder Entschädigung hätte

tragen müſſen. So war es 1675 und 1679, ſo blieb es 1714 und 1737, ſo wiederholte es ſich 1797 und 1813. Was läßt ſich daraus ſchließen?

Es gibt eine bedeutende Partei in Deutſchland, welche die Urſache aller bisherigen Uebelſtände darin ſieht, daß das Band zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland nicht enge genug geweſen. Sie meint, wir ſeien der öſterreichiſchen Hülfe und Stütze dann unbedingt ſicher, wenn wir ſelbſt nur uns unbedingt an Oeſterreich anſchlöſſen. In ſolchem Sinne inſinuirt auch Ficker, es komme einzig darauf an, die alte Kaiſermacht durch Unterordnung der deutſchen Staaten unter Oeſterreich zu erneuern.

Aber wird man, die hiſtoriſche Entwicklung dreier Jahrhunderte vor Augen, behaupten können, daß ein ſolches Streben der überlieferten Richtung der Dinge entſpreche? Seit vierhundert Jahren ſteht dieſes Oeſterreich außerhalb des Reichs, ſeit zweihundert hat es ſich zu einer buntcomponirten, aber ſcharf ausgeprägten, individuell entwickelten Großmacht erhoben. Wie nun? Glaubt man, ſeine Regierung würde bei dem Anſchluß der deutſchen Staaten ſich beeilen, ihren alten erbländiſchen Beſtand aufzulöſen, ihre politiſche Tradition, dieſes eigenthümliche Gewebe aus deutſchen, ungariſchen, ſlaviſchen, italiſchen Fäden abzureißen, den Schwerpunkt ihres Wirkens von Wien und Peſth nach Frankfurt zu verlegen? Oder wäre man bereit, von deutſcher Seite, um der auswärtigen Macht willen, vollſtändig in jene Kreiſe einzutreten, und kurz und gut zur öſterreichiſchen Provinz zu werden? Das Letztere wünſcht ſich weſtlich vom Inn keine Seele, das Erſtere könnte nur ein Träumer hoffen. Dieſes mitteleuropäiſche Reich, welches durch die Verſchmelzung Deutſchlands und Oeſterreichs zu Stande käme, wäre mithin nichts anderes als ein Abklatſch des alten Kaiſerthums im ſchlechteſten Style: ſcheinbar eine Weltmacht von ſiebenzig Millionen, nach ſeiner innern Conſiſtenz aber ſo locker und ungefügig, wie die Monarchie der Hohenſtaufen und das Reich der Habsburger, und vermöge der Politik ſeiner Centralgewalt ebenſo wenig deutſch wie das Regiment Kaiſer Friedrich II., und freilich auch nicht ſlaviſch oder magyariſch, ſondern lothrin-

giſch, kaiſerlich, univerſaliſtiſch. Sollte bei einem ſolchen Syſteme das deutſche Weſen nicht mit völliger Vermiſchung und Plattirung bedroht werden, ſo müßte nicht die Menge der deutſchen Theilſtaaten ſich dem Einheitsſtaate Oeſterreich anſchließen, ſondern umgekehrt das geeinigte Deutſchland die einzelnen Provinzen Oeſterreichs in ſich aufnehmen — und nun frage man in Wien bei Volk oder Regierung an, ob dort irgend jemand auf dieſe Bedingung das Siebenzig-Millionen-Reich verwirklicht ſehn möchte. Bleibt aber Oeſterreich als Ganzes beſtehn, ſo würde ein engerer Anſchluß Deutſchlands für dieſes nur die Erneuerung des alten Verhältniſſes bedeuten: wir würden wie im 17. und 18. Jahrhundert auf's Neue die Ehre haben, dienendes Material für die ſpecifiſch-öſterreichiſchen Zwecke zu werden.

Oder ſollten wir nun die äußerſte Conſequenz dieſer Sätze ziehn? ſollten wir, damit eine Vereinigung aller Lande zwiſchen der franzöſiſchen und ruſſiſchen Grenze im deutſchen Sinne möglich werde, die Sprengung der öſterreichiſchen Monarchie für wünſchenswerth erklären? Es gibt in und außer Deutſchland eine Menge tüchtiger Patrioten, liberaler Politiker und ehrgeiziger Staatsmänner, welche dieſer Ueberzeugung leben, und von ihrer Durchführung das Heil der deutſchen und der europäiſchen Zukunft erwarten.

Aber die geſchichtliche Auffaſſung wird ihnen, wie uns ſcheint, ebenſo wenig wie den Anhängern des Siebenzig-Millionen-Reiches zuſtimmen können. Sie wird trotz aller Schwierigkeiten und Inconvenienzen des „vorhandenen Zuſtandes ſich das Gewicht der Thatſache nicht verbergen, daß die Wurzeln deſſelben durch vier Jahrhunderte reichen, daß unermeßliche Intereſſen damit verwachſen ſind, daß ein ſäculares Daſein ſolchen Umfangs an ſich ſelbſt den Beweis einer großen Berechtigung enthält. Mag man beklagen, was im 14. und 15. und 18. Jahrhundert geſchehn, mag man bedauern, daß damals Oeſterreich ſich mit Ungarn und Italien näher als mit Deutſchland verflochten hat: es iſt einmal vollzogen, und ſeit dreihundert Jahren der geſammte Zuſtand des Oſtens in dieſe Wege gelenkt worden. Dieſe Monarchie hat fort und fort

die ſchwerſten Kriſen durchgemacht, die Religionskämpfe, die türkiſchen Invaſionen, die bayeriſch-preußiſchen Angriffe, die ungariſchen Revolutionen, die wiederholten Staatsbankerotte, ſie hat Alles überdauert, weil ihre Beſtandtheile zwar disparat und widerhaarig, aber durch große Intereſſen ganz unabweislich auf einander angewieſen ſind. Auch heute ſteht Oeſterreich in einer ſolchen Kriſis: alle denkbaren Gefahren, Inſolvenz und Kriegsſtand, Revolution und Herrſcherwechſel dünken uns möglich, ja wahrſcheinlich zu ſein, nur das Eine nicht, eine völlige und bleibende Auflöſung der Monarchie. Sollte ſie dennoch eintreten, ſo wäre es der coloſſalſte Bruch mit der Vergangenheit und der Eintritt in eine völlig unberechenbare Zukunft: eine Zukunft, in der nichts gewiß wäre als Sturm und Gefahr, und keine politiſche Richtſchnur denkbar als die Vorſchrift zu waffnen und zu ſchlagen. Ein Glück für Wohlſtand, Bildung und Freiheit wäre die Eröffnung eines ſolchen Zeitalters ſicher nicht.

So kommen wir mit jeder Betrachtung auf daſſelbe Ergebniß: Oeſterreich ſteht außer Deutſchland, aber es gehört zu Deutſchland. Wir dürfen nicht die Zerſtörung Oeſterreichs oder völlige Abtrennung von demſelben, aber wir müſſen unſere innere Selbſtſtändigkeit und das Ende der bisherigen Ausbeutung zu Oeſterreichs Specialzwecken begehren. Das Verhältniß, welches ſeit vierhundert Jahren beſtanden und durch eine ſolche Dauer tiefe Feſtigkeit gewonnen hat, kann nicht willkürlich zerriſſen, aber es muß nach den heutigen Bedürfniſſen, es muß nach Recht und Billigkeit, es muß nach der Ehre der deutſchen Nation geläutert werden. Innerhalb dieſer Linien muß ſich die Form unſerer künftigen Verfaſſung vollenden, wenn ſie geſchichtliche Grundlage, und damit Lebenskraft für die Zukunft haben ſoll. Deutſchland bedarf in ſich ſelbſt, im engern Bunde neben Oeſterreich, einer kräftigern Organiſation für Heer und Marine, Diplomatie und große Verkehrsverhältniſſe, aber es bedarf nicht weniger die Fortdauer des weitern Bundes mit Oeſterreich zur gemeinſamen Vertheidigung gegen Außen unter größter Steigerung der wechſelſeitigen Handels- und Culturbeziehungen. Wer das Eine oder wer das Andere

verneint, ſetzt ſich in Widerſpruch mit unſerer Geſchichte, mit unſeren Intereſſen, mit der Natur der Dinge.

Wer Oeſterreich in den engern Bund hineinnehmen will, negirt entweder jede wirkliche Bundesgewalt, oder er proclamirt die Fortſetzung des alten unwürdigen Verhältniſſes, der völligen Dienſtbarkeit Deutſchlands. Der erſte Fall tritt nothwendig ein, wenn Preußen oder ein anſehnlicher Theil der deutſchen Staaten ſich der kaiſerlichen Leitung nicht unbedingt fügen will: dann ſtockt die Bundesmaſchine ſofort und vollſtändig, und man muß ſich freuen, wenn ſie eben nur ſo viel leiſtet, wie nach unſerer Auffaſſung der weitere Bund, gemeinſame Vertheidigung gegen Außen. Laſſen ſich aber die deutſchen Staaten unbedingt auf Oeſterreichs Geſichtspunkte ein, ſo iſt der zweite Fall nicht weniger gewiß vorhanden, die Lenkung unſerer Geſchicke nicht nach deutſchen, ſondern nach öſterreichiſchen Geſichtspunkten, d. h. nach einem Syſteme, in dem zwar auch deutſche, aber noch mehr ſlaviſche, ungariſche, italieniſche, und noch weit mehr dynaſtiſche und kirchliche Intereſſen ihre Rolle ſpielen. Dann iſt der deutſche Bund für die deutſchen Staaten nichts Anderes als eine gelinde Form der Fremdherrſchaft, denn er wird von einer Macht präſidirt, welche ihrerſeits den Bundesgeſetzen nicht weiter gehorcht, als ihre Convenienz und ihre außerdeutſchen Intereſſen es geſtatten, welche aber unaufhörlich den Anſpruch erhebt, daß Deutſchland in ſeinem innerſten Leben ſich nach jenen ungariſchen, italieniſchen, ſlaviſchen Bedürfniſſen richte. Wir haben dieſe Erfahrung von 1815 bis zur Gegenwart gemacht. Fürſt Metternich war der Meinung, daß freie Preſſe und conſtitutionelle Staatsform bei der eigenthümlichen Zuſammenſetzung Oeſterreichs dort nicht zuläſſig ſeien; deshalb mußte, um das böſe Beiſpiel und die Gefahr der Anſteckung zu vermeiden, Deutſchland dreißig Jahre lang in ſeinem Verfaſſungsleben zurückgehalten werden. Fürſt Schwarzenberg bedurfte der ruſſiſchen Allianz, um die ungariſchen Rebellen niederzuwerfen; deshalb, um das Wohlwollen des Czaren ſicher zu erwerben, kam der öſterreichiſche Einfluß, und bald ein öſterreichiſches Executionsheer den Dänen gegen Holſtein zu Hülfe. Immer nach denſelben Geſichtspunkten lieh trotz

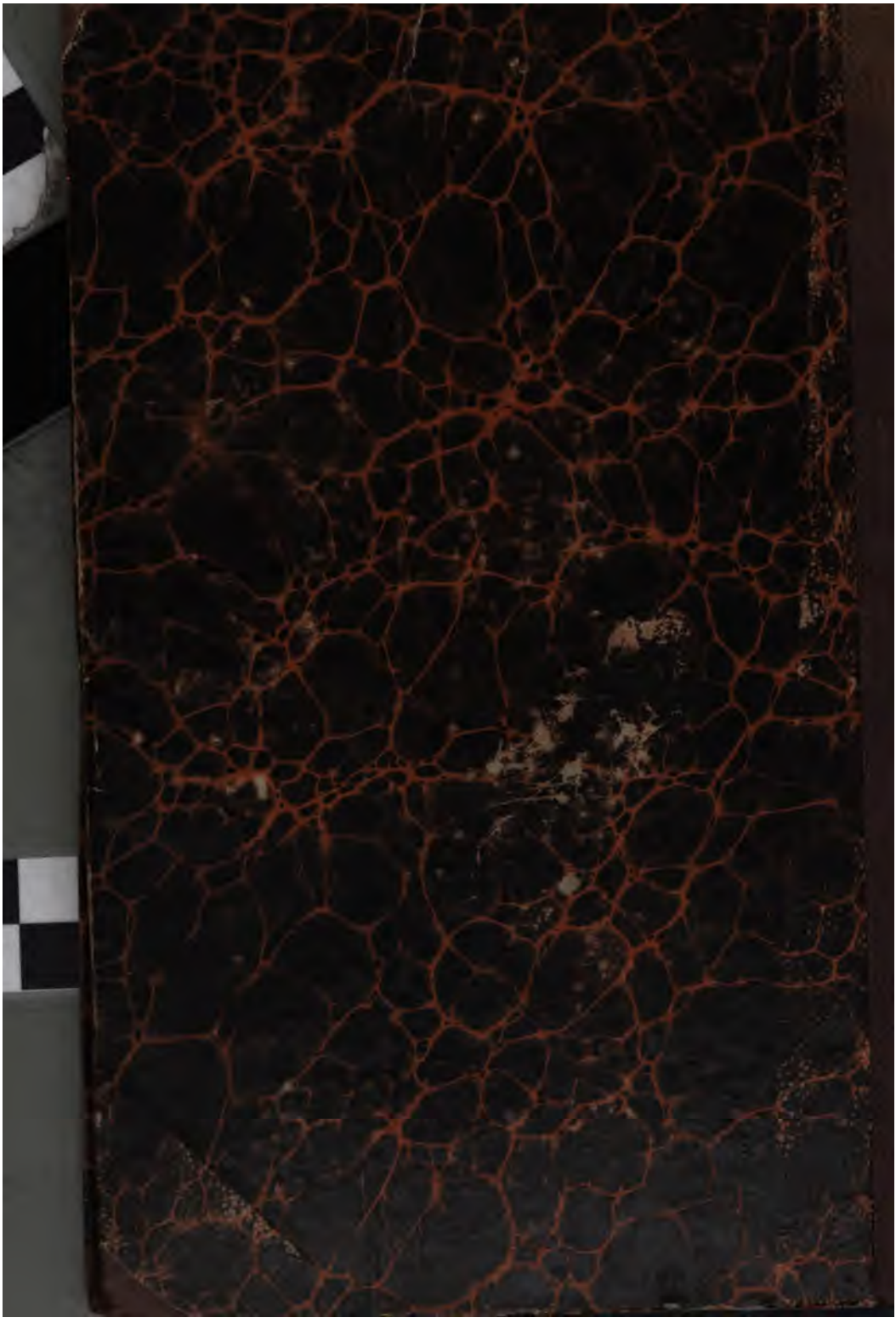
aller Bundes- und Verfassungsgesetze Oesterreich allen reactionären Widersachern des legalen Zustandes, den Wittgenstein und Kamptz, den Berstett und Schele, wie noch in unsern Tagen den Gerlach und Stahl, den Haffenpflug und Borries seinen starken Arm. Welche Fremdherrschaft hätte uns Schlimmeres zufügen können? Im deutschen Süden, wo man nach der Sympathie des Blutes, der Religion, der Sitten sich gegen jede Abwendung von Oesterreich sträubt, möge man sich über dies Verhältniß nicht täuschen. So lange der österreichische Gesammtstaat existirt, kann es sich nicht ändern, denn keine große Macht vermag gegen die Bedingungen ihrer Existenz zu sündigen: wer Ungarn und Polen, Ruthenen und Croaten, Serben und Czechen beherrscht, kann nicht ausschließlich deutsche Politik treiben. Und nicht minder unumstößlich ist das Zweite, daß im deutschen Norden, wo jene Sympathien weniger energisch wirken, der Entschluß unwiderruflich ist, der schimpflichen Abhängigkeit der alten Zeit ein Ende um jeden Preis zu machen. Die Abneigung gegen Alles, was den österreichischen Namen trägt, ist dort, im Gedanken an Carlsbader und Wiener Beschlüsse, an Bronzell und Olmütz, gewaltig, und wir meinen, daß man das Gewicht und die Schädlichkeit derselben erst 1859 in Wien auf das Tiefste empfunden haben müßte. Der treffliche preußische Fürst, welcher für Oesterreich einzuschreiten im Begriffe war und nur durch Villafranca aus der Action zurückgerufen wurde, hätte bei wirklichem Kampfe die größten Schwierigkeiten im eignen Lande gefunden, und bei jedem ähnlichen Falle in der Zukunft würde diese Schwierigkeit sich in verstärktem Maaße erneuern. Mag man darüber zürnen oder jauchzen, es ist so. So lange Oesterreich zugleich im engern und im weitern Bunde steht, wird der Widerwillen von zwanzig und mehr Millionen Deutschen den ersten Zweck des Bundes, die gemeinsame Vertheidigung gegen Außen, lähmen oder völlig vereiteln. Wer die Einheit Deutschlands und wer die Unterstützung Oesterreichs wünscht, muß nach der Constituirung eines engern deutschen Vereines neben Oesterreich trachten.

Auf der andern Seite sollte man in Norddeutschland nicht übersehn, daß eine solche Vereinigung schlechterdings nur dann zu

erreichen ist, wenn sie sich innerhalb des alten Bundes vollzieht, wenn sie nicht die Trennung sondern die Läuterung und Festigung unserer Allianz mit Oesterreich zum Zwecke hat. Es sind auch hier zwei Momente, welche mit entscheidendem Nachdruck in Betracht kommen. Die Stellung, welche Deutschland in Europa einnimmt, beruht auf den Verträgen von 1815, unter welche die Bundesacte aufgenommen ist. Die formelle Sprengung der letztern würde uns den Rechtstitel entziehn, mit dem wir Luxemburg und Limburg, Holstein und Holsteins Ansprüche auf Schleswig behaupten; sie würde umgekehrt den europäischen Mächten formellen Anlaß zu jeder Einmischung in unsere Angelegenheiten gewähren. Sodann aber, und dies schlagen wir noch höher an, würde der deutsche Süden jede Einigung unerbittlich von der Hand weisen, welche eine gegen Oesterreich feindselige Tendenz in sich schlösse, welche bei unserer inneren Emancipation nicht sofort auch die Bewahrung und Kräftigung unserer völkerrechtlichen Allianz mit Oesterreich betonte. Ebenso stark wie die Sympathie mit dem österreichischen Volkscharakter ist dort die Antipathie gegen das selbstbewußte Auftreten der Preußen; und so sehr bei der Masse der Bevölkerung jetzt der nationale und unitarische Trieb den particularistischen überwiegt, so sicher würde der letztere die Oberhand behalten, wenn die Constituirung des engern Bundes die feste Bundesfreundschaft mit Oesterreich zerrisse oder auf den Gebieten der innern Verwaltung, der Rechtspflege und Polizei, der Schule und Kirche die Bevölkerung mit preußischer Bevormundung bedrohte. Man möge es loben oder beklagen, es ist so. Wer das Deutschland, wie es sich seit dem 15. Jahrhundert abgegrenzt und seit dem 18. mit nationaler Bildung erfüllt hat, nach Außen wehrhaft und geschlossen constituiren will, muß im Innern die Selbstständigkeit der Territorien achten, und als ersten Grundsatz der auswärtigen Politik die unauflösliche Allianz mit Oesterreich bekennen.

Auch dann wird das Unternehmen mit Schwierigkeiten und Gefahren in Fülle zu kämpfen haben. Es wird in der Zeit des Ueberganges mehr als einmal nöthig sein, der österreichischen Re-

gierung vollen Ernst und scharfe Entschlossenheit zu zeigen, und in Wien um jeden Preis die Ueberzeugung zu erwecken, daß zwar unsere engere Constituirung die festeste Bundesfreundschaft zum Zwecke hat, daß wir aber auch kein Mittel der Ueberredung, der Diplomatie und, im schlimmsten Falle, der Waffengewalt scheuen werden, um die Constituirung zu erlangen.

Dann aber ist es sicher, daß wir das Ziel erreichen. Denn wir dienen dann einem Streben, welches von der strömenden Kraft der Jahrhunderte getragen wird, und einer Entwicklung von zehn Menschenaltern den rechtlichen Ausdruck und Abschluß gibt. Wer die Geschichte für sich hat, ist der Zukunft sicher; er hilft das ächte Leben seines Volkes fördern, und des Volkes ächte Sache ist Gottes Sache.

Druck von G. D. Bädeker in Essen